



Adalbertus

Zeitschrift für ostmitteleuropäische Begegnung

Herausgegeben von

Adalbertus-Werk e.V.
Bildungswerk der Danziger Katholiken

Adalbertus-Jugend
Katholische Jugend aus Danziger Familien

forum



INHALT

| | |
|---|----|
| Wolfgang Nitschke Ein Baum für Frieden und Versöhnung zwischen den Völkern | 2 |
| Pfarrer Paul Magino „Steh auf, geh und versöhne dich!“ | 2 |
| Adam Krzemiński Polens neue Angst vor dem russischen Nachbarn | 4 |
| Maria Luft Das Breslauer „Viertel der gegenseitigen Achtung“: Christlich-jüdische Ökumene im Alltag | 6 |
| Gemen 2008 – Religion und Werte in Deutschland und Ostmitteleuropa | 8 |
| Gertraud Heinzmann Das Verhältnis zwischen Religionen und Staat in Deutschland und Polen | 8 |
| <i>Zum Referat von Dieter Bingen</i> | |
| Gertraud Heinzmann Das Verhältnis zwischen Religionen und Staat in den Ländern Ost- und Südosteuropas | 12 |
| <i>Zum Referat von Pater Diethard Zils</i> | |
| Adalbert Ordowski Religion als Spiegel der gesellschaftlichen Situation | 14 |
| <i>Zu den Referaten von Oleh Panchuk, Rudolf Grulich, Wolfgang Köhler</i> | |
| Arndt Brede Wie Jugendliche Religion im Ausland erfahren | 19 |
| Alfred Ordowski, Nadia Benameur Religion als Ursache für Migration | 24 |
| Steffen Hauff Religion und Gesellschaft | 26 |
| Religion und Werte im Europa der Zukunft | 28 |
| <i>Referat von Thomas Sternberg, MdL</i> | |
| Viola Nitschke-Wobbe „Singt dem Herrn alle Völker und Rassen“ | 36 |
| Angela Wobbe Engel in Gemen | 37 |
| Henning Hochrinner „Was ist Gemen?“ | 38 |
| Kornelija Stasiulienė Litauische Gruppe in Gemen | 38 |
| Brigitte Ordowski Schwere Arbeit unter Tage | 40 |
| Gottesdienste | 41 |
| Ein Bilderbogen – Von Mittwoch bis Sonntag | 42 |
| Wolfgang Nitschke Mitgliederversammlung | 44 |
| Die Ernennungsurkunde für Bischof Dr. Splett | 46 |
| Adalbert Ordowski Erinnerungen an Bischof Splett | 46 |
| <i>Interview mit Pfarrer Msgr. Johannes Goedeke</i> | |
| „Bischof von Danzig in schwerer Zeit“ | 47 |
| Christa Faber, Adalbert Ordowski Brückenbauer für die Gesellschaft | 48 |
| „Seid dankbar für die Kompetenz der Brückenmenschen!“ | 48 |
| Mahnen, nicht provozieren | 49 |
| Einweihung der Günter-Särchen-Straße in Magdeburg | 50 |
| 60 Jahre Katholischer Flüchtlingsrat | 50 |
| Literatur | 51 |
| Adalbert Ordowski Jugendliche bauen Abenteuerspielplatz für ein Kinderheim | 52 |
| Nicht für, sondern mit Aussiedlern | 53 |
| Glückwünsche | 53 |
| Personalien | 54 |
| Zum Gedenken | 55 |
| Veranstaltungen | 55 |
| Impressum | 55 |

Ein Baum für Frieden und Versöhnung zwischen den Völkern

Botanisch gesehen ist ein Baum laut Lexikon: „ein Holzgewächs mit mehr oder weniger hohem Stamm und einer Krone, die aus beblätterten Zweigen besteht“ (Quelle: Bertelsmann Taschenlexikon).

Diese Definition erscheint mir ebenso „hölzern“, wie der Baum, denn wo bitte hat ein Nadelbaum eine Krone aus Blättern? Aber egal – ein Baum hat mehr zu bieten, als Blätter oder Nadeln. Bäume können sehr alt werden: Die Eibe bis zu 2.000 Jahre, der Mammut-Baum bis zu 5.500 Jahre, ein Baum kann Schutz bieten, Schatten oder auch Früchte, die der Mensch zum Leben braucht. Bäume filtern Giftstoffe aus der Luft, man kann das Holz verbrennen und Wärme erzeugen oder zu Stühlen, Tischen und Betten verarbeiten.

Ohne Bäume wäre das Leben des Menschen also viel weniger Wert – oder sogar unmöglich.

Vielleicht wird so auch ein uralter Schlager von Alexandra verständlich: „Mein Freund der Baum ist tot“ – ja der Baum ist ein Freund des Menschen!

Oft spielen Bäume in Mythologien und Religionen eine Rolle. Wälder galten als „Sitz der Götter“, der „Lebensbaum“ oder der „Baum der Unsterblichkeit“ (China) sind nur zwei Beispiele.



Und auch in der Bibel geht es oft um Bäume – sowohl im Alten, als auch im Neuen Testament. Zum Beispiel ist da der Feigenbaum, mit dessen relativ großen Blättern Adam und Eva laut Genesis 3.7 nach ihrem Sündenfall ihre Blöße bedeckten. Zwei Bäume jedoch spielen in der Bibel eine entscheidende Rolle: der „Baum des Lebens“ und der „Baum der Erkenntnis“. Dem Baum als Symbol des Sündenfalls, um dessen Stamm sich eine Schlange windet, steht häufig das hölzerne Kreuz als Symbol der Erlösung gegenüber. Ein dürre und ein grünender Baum symbolisieren in der Reformationszeit den Alten und den Neuen Bund. In der Pflanzensymbolik haben verschiedene

„Steh auf, geh und versöhne dich!“

Geistliches Wort

In allen kriegerischen Konflikten in Geschichte und Gegenwart ist Macht und Herrschaft über Menschen und Territorien im Spiel. Alle kriegerischen Konflikte in Geschichte und Gegenwart schaffen unendliches Leid durch den Verlust der eigenen Unversehrtheit, den Verlust von Menschen, den Verlust von Heimat. Wunden werden aufgerissen, die nur schwer oder gar nicht heilen, Feindschaft wächst weiter und entsteht aufs Neue. Vertreibung und Verlust der Heimat ist auch heute aktuell.

Als Adalbertus-Werk e.V. setzen wir uns auch 6 Jahrzehnte nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges für Verständigung und Versöhnung ein.

Damit stehen wir in der Nachfolge Jesu. Sein Leben war ein Leben für die Menschen, für den Frieden, für Heilung, für Versöhnung.

Es ist nicht leicht, Versöhnung zu leben, Versöhnung anzufangen und anzubieten, wenn selber, am eigenen Leib, in der eigenen Familie Leid und Unversöhntes erfah-

ren wurde. Gerne richten wir Menschen uns in Leid, Unglück und Unversöhntem ein.

Johannes erzählt eine Heilungsgeschichte, in der sich ein Mann eingerichtet hatte in seiner Krankheit, gewartet hat, bis einer kam, der ihm hilft, 38 Jahre lang. Es ist der Mann am Teich Bethesda. Ein Engel Gottes bringt das Wasser immer wieder in Bewegung. Wer als Erster ins bewegte Wasser kommt, wird geheilt. Jesus spricht diesen Mann an: „Willst du gesund werden?“ Ins Klagen kommt der Mann, dass da keiner ist, der ihm zum Teich hilft, 38 Jahre vergebliches Warten und Hoffen. Jesus geht nicht auf die Klage ein, knapp ist sein Wort: „Steh auf, nimm deine Matte und geh!“ Johannes berichtet, dass der Mann im selben Augenblick gesund wird, aufsteht und wieder gehen kann.

Was ihm bewusst wurde, wird nicht berichtet. Was in seinem Kopf vorging, können wir nur ahnen. Es brauchte für diesen Mann ein Wort des Mutes, die Erinnerung an die eigene Verantwortung für das Leben, dass er aus seiner Verharrung in Leid und Krankheit ausbrechen konnte. Er hatte sich eingerichtet in der Krankheit, er konnte mit ihr leben,

Baumarten wie auch ihre Blätter, Zweige und Früchte eine besondere Bedeutung. So weist die Akazie auf die Unsterblichkeit der menschlichen Seele hin, der Ölbaum auf den Frieden und er ist ein altes marianisches Symbol für die Verkündigung an Maria. Der Zapfen der Pinie verweist auf die Lebenspendende Gnade und Kraft Gottes, die Stechpalme, aus deren Zweigen nach der Legende die Dornenkrone gefertigt war, auf die Passion Christi.

Nun: es soll hier nicht um eine philosophische Abhandlung zum Thema Baum gehen, sondern um die Tatsache, dass Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend einen Baum gepflanzt haben.

Auch dieser Baum soll ein Symbol sein. Ein Bogenflieder in Gemen vor der Orangerie dokumentiert den Bogen zwischen Deutschen, Polen und Litauern, zwischen alter und neuer Heimat, zwischen Hass und geliebtem Willen um Versöhnung zwischen den Völkern. Und er ist auch in fernen Zeiten ein sichtbares Zeichen dafür, dass die Jugendburg Gemen – all ihre geistlichen und weltlichen Leiter seit 1947 – dies Anliegen immer unterstützt haben. Aber der Baum ist natürlich auch ein für jeden Menschen sichtbares Zeichen, dass die Jugendburg eine Heimat für die Danziger Katholiken ist – früher nur für die Vertriebenen, heute auch für die Freunde aus dem heutigen Danzig. Eine Stehle mit Inschrift (siehe Rückseite des Heftes) dokumentiert dies auch schriftlich.

Der Bogenflieder soll aber nicht nur ein Zeichen unserer Arbeit, für die Bürger von



■ **Zum Titelbild:** In Erde aus Danzig, Düsseldorf, Klaipėda und Brüssel, die von Siegfried Thesing, Rektor der Jugendburg Gemen, und Paul Magino, Geistlicher Beirat des Adalbertus-Werkes, gesegnet wurde, pflanzten die versammelten Deutschen, Polen und Litauer am Morgen des 27. Juli 2008 einen Baum für Frieden und Versöhnung zwischen den Völkern vor die Orangerie der Jugendburg Gemen. Im Vordergrund der Vorsitzende des Adalbertus-Werkes, Wolfgang Nitschke, beim Einpflanzen. Siehe hierzu auch Seite 56.

■ **Bild links:** Teilnehmer des 62. Gementreffens bei der Baumpflanzung.

Borken oder die Besucher der Jugendburg sein. Wir haben ihn eingepflanzt in Erde aus Gemen, Düsseldorf (aus dem Garten unseres verstorbenen Vorsitzenden Gerhard Nitschke), Danzig/Gdańsk, Klaipėda/Memel und Brüssel, denn Letzteres soll auch den europäischen Aspekt des Baumes bezeugen.

Wir haben so auch ein Zeichen und eine Mahnung für uns selber gesetzt, auf dem Weg der Versöhnung zu bleiben. Nicht abzuweichen, weil die hohe Politik uns Barrikaden setzt, weiter zu gehen auch in kommenden Generationen, nicht über den Schutt der Geschichte hinweg zu steigen, sondern ihn wegzuräumen.

Dieser Baum kann auch ein Mahnmal werden – ein Zeichen dafür, dass wir es ernst meinen. Deutsche, Polen und Litauer haben sich in Gemen verewigt mit diesem Baum.

Ich hätte es sehr schön gefunden, wenn wir auch Erde aus Israel gehabt hätten, als wie den Baum pflanzten. Leider war dies nicht möglich. Es bleibt aber zumindest die Gewissheit, dass in Israel auch Bäume gepflanzt wurden, für das Anliegen um Frieden und Versöhnung zwischen den Völkern und im Gedenken an die Leistungen, die Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend erbracht haben.

Vielleicht sollten wir noch mehr Bäume pflanzen. Einen in Danzig/Gdańsk und einen in Klaipėda/Memel.

Vielleicht können solche Bäume für Frieden und Versöhnung dann auch bewirken, dass wir in Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend einen inneren Frieden finden.

Wolfgang Nitschke

1. Vorsitzender des Adalbertus-Werk e.V.

er hatte sich aufgegeben, auf den ersten Schritt durch andere gewartet. Seine Kraft schöpfte er aus seiner Opferrolle, hier liegen bleiben zu müssen. Vielleicht brauchte er diese Situation zum Leben. Weil das die einzige Lebendigkeit ist, die ihm noch geblieben ist: nämlich mit dem Schicksal zu hadern, darüber ein Klagelied zu singen, dass er keinen Menschen hat, kein Glück; dass es eben so ist, dass die Rücksichtslo-

sesten im Haus Bethesda, im Haus der Barmherzigkeit immer schneller sind. Vermutlich weiß dieser Mann schon seit ein bis zwei Jahrzehnten: Das sehnsüchtig erwartete Wunder findet für mich hier nicht statt. So, wie dieses magische Wasser allein Heilung zulässt, indem ich einmal in meinem Leben der Erste, einmal der Schnellste bin – so hat er keine Chance. Er muss es doch längst kapiert haben, dass er so nicht auf die Beine kommt.

Johannes berichtet von Einem, der sich in der Krankheit eingerichtet hat und doch noch den richtigen Weg findet, gesund zu werden, zu entdecken, was in ihm steckt, den ersten Schritt zu tun.

■ **Darstellung der „Heilung des Kranken am Teich von Bethesda“ durch den zeitgnöss. amerikanischen Maler biblischer Szenen – Nathan Green (geb. 1961).**



Was würde geschehen, wenn Jesus käme und sagen würde: „Steh auf, geh und versöhne dich!“ Versöhnung ist die Herausforderung zwischen verfeindeten Menschen, Parteien, Staaten. In Unversöhntem haben wir uns oft eingerichtet, in eine Opferrolle sind wir hineingeraten und pflegen sie.

Willst du dich versöhnen? heißt dann: Du darfst dich jetzt nicht hängen lassen. Mach dich auf, indem du aufstehst und gehst, die Versöhnung wagst. Sei für dich selbst verantwortlich. Hör' auf zu lamentieren und zu klagen, die Schuld bei anderen zu suchen. Gottes Kraft wird in den Schwachen mächtig. Willst du deine Ängste hinter dir lassen? Deine Unselbstständigkeit? Steh auf! Werde ein Mensch, der auf seinen eigenen Füßen steht! Die Welt braucht dich! Du schaffst Versöhnung, dir gelingt der erste Schritt!

Und es ist kaum zu glauben, aber es ist wahr: Der Mann im Evangelium wollte offenbar. Sonst wäre er nicht aufgestanden. Das Ende vom Lied ist tatsächlich: „Als bald wurde der Mensch gesund und nahm seine Bahre und ging hin.“ Wenn wir wollen, dass sich das Leben ändert, dass Unversöhntes beseitigt wird, dass Versöhnung wächst und wir neue Menschen werden, dann müssen wir den ersten Schritt tun. **Paul Magino**

Polens neue Angst vor dem russischen Nachbarn

Der russische Überfall auf Georgien hat Polen verstärkt den Schulterschluss mit den westlichen Nachbarn suchen lassen. Umfragen belegen, dass bei den Polen die Angst vor dem russischen Nachbarn wächst.

Einen Tag nach Sergej Lawrows Besuch in Polen – dem ersten EU-Land, das der russische Außenminister nach der Georgien-Krise betrat – lief in Polen der russische Spielfilm „1612“ an, der das alt-neue Selbstverständnis von Putins Russland bebildert. Schließlich hat der Tag der Vertreibung der Polen aus dem Kreml im 17. Jahrhundert ja als Nationalfeiertag die Oktoberrevolution ersetzt. Die Botschaft des Film-Schinkens ist plakativ: So wie damals ein starker Herrscher sowohl die interne Anarchie als auch die externen Eindringlinge bekämpfte und die „Zeit der Wirren“ durch seine Selbstherrschaft beendete, so bringt auch heute eine starke Führung Russland zur alten Macht zurück. Die Polen schauen sich den fast dreistündigen Film mit gelassenem Gelächter an, auch wenn ihnen die Rollenverteilung und der Ausgang der Geschichte von vornherein klar sind.

Der polnische schwarze Charakter wird natürlich nicht nur seine russische Geliebte verlieren, sondern bekommt den Säbelhieb seines russischen Nebenbuhlers tief in den Rachen geschoben. Auch die polnische Reiterei mit ihren stolzen Flügeln an den Sätteln wird verhaun. Der Zuschauer merkt aber, dass da nicht allein die polnischen Halunken, sondern der Westen als solcher abgewehrt wurde, denn unter den Polen dienten alle, die in den nachfolgenden Jahrhunderten den Kreml eroberten oder erobern wollten: Schweden, Franzosen oder Deutsche...

Endlose Grenzkriege mit Moskau

Man kennt hier natürlich auch die andere Seite der polnisch-russischen Geschichte: Die endlosen Grenzkriege mit Moskau davor und danach; die Lähmung, dann Teilung und schließlich Vernichtung der polnisch-litauischen Res publica durch die russischen Zaren (mit preußischer und habsburgischer Hilfe; die in Moskau 1812 gescheiterte Wiedergeburt Polens unter Napoleon; die verlorenen Aufstände und die sibirische Katorga (Anm. der Redaktion: Zwangsarbeit); den siegreichen



Von Adam Krzemiński*
Warschau

polnisch-bolschewistischen Krieg 1919–1920 und dann den Hitler-Stalin-Pakt von 1939 mit der ethnischen Säuberung in den von der Sowjetunion annektierten Gebieten Polens; auch den 1940 auf Stalins Geheiß vollzogenen Massenmord an polnischen Offizieren in Katyń. Schließlich wurde in demselben Kinosaal vor kurzem Andrzej Wajdas Verfilmung des Massakers gezeigt. Aber nicht die verfilmte Historienmalerei prägt heute das polnische Russlandbild, sondern die Fernsehbilder aus Georgien und aktuellen Analysen der russischen renovatio imperii. Das Motto – übrigens von einem Kommentator des russischen Senders RTR formuliert – ist einfach: Ich werde gefürchtet, also bin ich. Die Autotherapie des russischen Phantomschmerzes nach dem Verlust der zaristischen und sowjetischen Kolonien scheint darauf zu beruhen, die eigene Zwangsneurose auf die Nachbarn zu übertragen.

Umfragen belegen die neue Angst der Polen

Und tatsächlich: Die jüngste Umfrage – einen Tag vor Lawrows Stippvisite veröffentlicht – zeigte, dass in Polen das Gefühl der russischen Bedrohung sichtlich gestiegen ist. 2005 sahen 67 Prozent der Polen eine militärische, 63 eine politische und 62 eine wirtschaftliche Gefahr von Russland ausgehen. So nahm auch die deutsch-russische Ostseegaspipeline den Polen nicht nur die politische Luft, sondern sie trug auch zum Doppelsieg der Brüder Kaczyński bei. Heute sind die Ängste vor Russland sichtlich größer als vor drei Jahren: 77 Prozent der Polen spüren eine militärische, 66 eine politische und 69 Prozent eine wirtschaftliche Bedrohung für Polen.

Das Merkwürdige an dieser Umfrage ist allerdings, dass in derselben Zeit das Misstrauen gegenüber Deutschland – trotz Schröders Putiniaden – sichtlich nachließ. Vor drei Jahren beargwöhnten noch 33 Prozent die politische, 49 die wirtschaftliche und 29 die militärische deutsche Dominanz. Heute sind diese Werte geringer – 32, 44 und 27 Prozent.

Dies hängt mit der EU und der Nato zusammen. Denn trotz des Albtraums der Nationalkonservativen, die Polen traditionell in einem deutsch-russischen Zangengriff sehen,

■ **Dass sich die Großmächte Russland, Preußen und Österreich Ende des 18. Jahrhunderts nicht scheuten, Polen von der Landkarte zu tilgen, weckt noch heute Ängste in der polnische Bevölkerung.**



* Essay aus der Zeitung DIE WELT vom 19. 9. 2008. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors



■ *Der reale Einmarsch russischer Truppen ins Nachbarland Georgien schürt auch in Polen Ängste vor dem „großen Bruder“.*

haben viele im Lande gelernt, dass das so nicht mehr stimmt. Polen grenzt an Russland nur an der Kaliningrader Exklave, wo wieder aufgerüstet wird. Ansonsten sind seine östlichen Nachbarn das EU- und Nato-Land Litauen, aber auch Weißrussland, das sich zwar von Moskau abhängig gemacht hat, aber – da in wirtschaftlichen Schwierigkeiten – gerade eine Öffnung zur EU wagt, und die Ukraine, deren Anbindung an die EU Polen zusammen mit Schweden, den baltischen Staaten und Deutschland im Rahmen der „östlichen Partnerschaft“ vorantreiben möchte.

Deutschland ist Polen näher als Russland

Im Westen grenzt das Land zwar an Deutschland, doch dies ist nun ein innerer, euroatlantischer Nachbar. Und trotz aller Zerwürfnisse – wie 2003 um den Irak-Krieg, oder um die Ostseepipeline – findet Polen immer wieder zu einer gemeinsamen Position mit Deutschland. So war es 2004 während der ukrainischen „Revolution in Orange“, so war es 2007, als Polen die deutsche EU-Präsidenschaft in der kniffligen Frage des EU-Reformvertrages nicht scheitern ließ, und so ist es auch jetzt, während der Georgien-Krise.

Nach Lawrows Besuch befand man in Warschau, Russland habe verstanden, dass „Polen ein wichtiger EU-Spieler ist“. Der russische Außenminister tat zwar die Mutmaßungen der „Gazeta Wyborcza“, Russland wäre zu einem Deal mit Polen bereit – Hinnahme des amerikanischen Raketenchildes gegen freie Hand in Georgien und der Ukraine – als „absoluten Unsinn“ ab. Doch er kündigte zugleich die Wiederaufnahme sachlicher Gespräche über „vertrauensbildende Maßnahmen“, also russische Inspektionen des amerikanischen Stützpunktes in Polen und die baldige Öffnung der Wasserstraße im Frischen Haff für polnische und ausländische Schiffe an. Er versprach auch, dass die Verhandlungen über die künftigen Gaslieferungen nach Polen im nächsten Jahr „ausschließlich businessmäßig“ geführt werden würden.

Ob man diesen neuen „EU-Spieler“ auch in Deutschland wahrgenommen hat, ist nicht ganz sicher. Nach dem russischen Einmarsch in Georgien war man verärgert über die polnische Aktivität in Georgien. Auch in Polen gab es eine heftige Auseinandersetzung über die markigen Worte des Lech Kaczyński in Tbilisi/Tiflis. Doch für die deutschen „Russlandversther“, die sich wegen der sibirischen Rohstoffe dem Kreml immer anschmeicheln, hat man in Warschau wenig übrig. Dass die Balten und Ukrainer mit einer polnischen Regierungsmaschine nach Georgien flogen und dass dann der EU-Gipfel auf polnische Initiative zustande kam und eine gemeinsame EU-Position zu Russland ausgearbeitet wurde, sieht man als Beleg dafür, dass die EU funktioniert und dass Polen zu einem der Triebwerke ihrer Ostpolitik geworden ist.

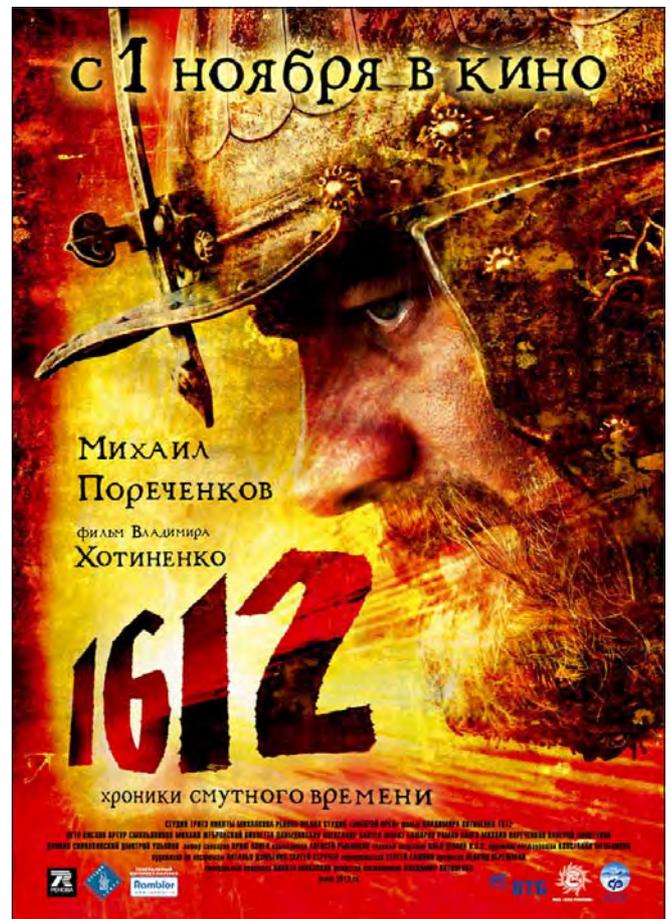
Und gerade das hat sich in Deutschland noch keineswegs eingebürgert. Dass betagte Reporter wie Peter Scholl-Latour in seinem Reißer „Russland im Zangengriff“ die Welt in den Kategorien seiner Jugendzeit sieht, als die Großmächte die kleinen Länder, die „dazwischen“ lagen,

■ *Ein aktueller Spielfilm erinnert an den 4. November 1612, der Befreiung Moskaus von der polnischen Besetzung – heute wieder anstelle des Jahrestages der Oktoberrevolution ein Feiertag in Russland. Auch Polen sehen sich diesen Historienfilm an.*

rücksichtslos niedertrampelten, als Staaten liquidierten oder verschoben, mag aus biografischen Gründen verständlich sein. Dass aber erheblich jüngere Kommentatoren, wie Martin Winter von der SZ, das Wohlverhalten Wilnas, Kiews oder Warschaws durch das Prisma ausschließlich alteuropäischer Interessen bewerten, ist zynisch. Der Ukraine sowohl die Nato- als auch die EU-Mitgliedschaft zu verbauen und sie mit einem amorphen Ersatz abzuspeisen, ist unverantwortlich.

Der Katzenjammer der deutschen Russlandpolitik nach Georgien und die immer tieferen deutschen Debatten über die Erfolge und Fallstricke der deutschen Entspannungspolitik und über die Perspektiven für Georgien und die Ukraine zeigen aber, dass ein Umdenken auch in Deutschland im Gange ist. Die EU – das sind heute eben nicht nur die Alt-Europäer und gewesene oder Möchtegernimperien, England, Frankreich, Deutschland, Italien, sondern auch die Neuen, die mitreden wollen und müssen.

Die Ostmitteleuropäer sind weder „trojanische Esel“ Amerikas noch eine neue Brut der Falken aus dem Kalten Krieg. Sie haben aber ihre eigene Kenntnis Russlands, ihre eigenen Erfahrungen und Interessen, die man in Berlin, Hamburg oder München, von den sibirischen Rohstoffen geblendet, manchmal gar zu leicht übersah. Und sie wollen auf dem europäischen Schachbrett nicht mehr die Bauern sein, die man beim Königsgambit so leicht opfert. Schachspieler wissen übrigens, dass dies keine allzu zuverlässige Eröffnung mehr ist...



Das Breslauer „Viertel der gegenseitigen Achtung“: Christlich-jüdische Ökumene im Alltag

„Shalom!“ – der Gruß aus einem der Fenster der jüdischen Gemeinde in Breslau gilt Janusz Witt. Er freut sich, erwidert den Friedensgruß. Witt selbst ist Lutheraner, Gemeindeglied der evangelischen Kirche der Göttlichen Vorsehung und einer der Mitbegründer des Breslauer „Viertels der gegenseitigen Achtung“. In wenigen Hundert Metern Entfernung liegen hier vier Gotteshäuser im ehemaligen jüdischen Viertel der Stadt zwischen Ring und Stadtgraben: neben Synagoge und evangelischer Gemeinde auch die katholische St. Antoniuskirche des Paulinerordens und die orthodoxe Kirche der Geburt der Allerheiligsten Gottesmutter. Gegenseitiges Kennenlernen der religiösen Traditionen, gemeinsames Gebet und nachbarschaftliches Miteinander sind spätestens seit der großen Oder-Überschwemmung 1997 Alltag im „Viertel“. „Angefangen hat

den mit karitativem, religiösem und Bildungscharakter auf der Basis gegenseitiger Achtung der unterschiedlichen religiösen Bekenntnisse. Diese Idee wurde im Laufe der Jahre von den wechselnden Akteuren der vier Gemeinden weiter getragen. Das „Viertel“ wuchs, langsam, nicht immer kontinuierlich, aber dennoch. War der erste Anknüpfungspunkt das gemeinsame Gebet für die Opfer des 2. Weltkriegs, so probten in diesem Jahr bei „Musikalischen Workshops“ Mitglieder der vier Gemeinden für das gemeinsame Konzert „Sing Gott, Deinem Herrn“ am 8. Juni 2008 in der Synagoge. „Die Breslauer Initiative ist ein Beispiel guter Zusammenarbeit“ ist Adam Raczajba, der Leiter des mehrwöchigen Workshops, überzeugt. Die Begeisterung der Teilnehmer hat ihm wieder gezeigt, dass „Musik das schönste Beispiel der Ökumene in der

Praxis“ ist. Janusz Witt, offizieller Botschafter des Europäischen Dialog-Jahres 2008, ist vom Breslauer „genius loci“ überzeugt – auch in puncto Ökumene. Schon vor dem 2. Weltkrieg hätten hier in der Wallstraße, der Barbarikirche und im Elisabethinerinnen-Kloster ökumenische Gespräche stattgefunden, die auf den Breslauer Theologen Hermann Hoffmann sowie Max Josef Metzger und die „Unsancta-Bewegung“ zurückgingen. Schließlich haben hier „Protestanten und Katholiken am Ende des Krieges gemeinsam General Niehoff um Kapitulation

gebeten“, setzt Janusz Witt hinzu. Thema im „Viertel“ sind immer wieder die Unterschiede: die verschiedenen Symbole, Sprachen, heiligen Bücher, liturgischen Kalender oder Feste, zu denen Gäste aus den anderen Gemeinden eingeladen sind – wie beim feierlichen Abschluss des Sabbats (Havdala) oder beim Laubhüttenfest. Ein eigenes Unterrichtsprogramm („Dzieciaki“) gibt es seit längerem für Kinder. Für Touristen soll bald ein Weg das „Viertel“ besser erschließen und seine vier Gotteshäuser verbinden.

Tatsächlich ist Bewegung in das „Viertel“ gekommen: Das gläserne Dach des neuen Kinos, Geschäfte und neue Restaurants prägen das Bild, dazwischen mehrere Beerdigungsinstitute, die hier Tradition haben. Voller Kneipen und Musikclubs zieht die renovierte Niepold-Passage zwischen den Stra-



Von Maria Luft*
Bremen

ßen ul. Ruska und ul. Św. Antoniego viele Jugendliche an. Hier war früher das jüdische Spital der Fränkelschen Stiftung. 1904 baute der jüdische Kaufmann Wilhelm Niepold die Gebäude zur Handelpassage um. Als Franz Xaver Graf von Ballestrem Ende des 19. Jahrhunderts gegenüber der jüdischen Gemeinde sein Stadtpalais bauen ließ, wurde eine Statue der hl. Hedwig in die Fassade integriert – ein klares Zeichen des katholischen Zentrumspolitikers und Reichstagspräsidenten (1898–1906). Diese Einstellung hat sich nicht nur im Zeichen der Ökumene überlebt, sondern auch mit Blick auf die Geschichte jeder der vier Gemeinden.

Die ehemalige reformierte Kirche und spätere Hofkirche des preußischen Königs ist heute polnisch-lutherisch und zählt etwa 600 Gemeindeglieder. Die katholische Antoniuskirche aus dem 17. Jahrhundert gehörte Franziskanern, später Elisabethinerinnen und



■ Blick in die ehemalige Hofkirche, die heutige Kirche der lutherischen Gemeinde.

hier alles mit den Steinen“, erzählt Janusz Witt. Der erste flog 1991 durch ein Glasfenster der katholischen Kirche und verfehlte nur knapp eine Frau. Der zweite traf wenige Tage später eine Ikone auf dem Außengelände der orthodoxen Kirche. Zufälliger Augenzeuge war Jerzy Kichler von der jüdischen Gemeinde, der spontan den katholischen Pfarrer aufsuchte. Gemeinsam mit dem damaligen evangelischen Pastor und dem orthodoxen Popen beratschlagten sie, was zu tun sei. Vereinbart wurde eine feste Zusammenarbeit zwischen den vier Gemein-

* Dieser Artikel wurde uns freundlicherweise von der Autorin zum Nachdruck zur Verfügung gestellt. Das Original wurde in einer etwas anderen Fassung im Rheinischen Merkur veröffentlicht.



■ Eingang der Polnischen Autokephalen Orthodoxen Kirche.

nach 1945 wieder Franziskanern. 1998 wurden sie von Patres des als besonders konservativ geltenden Paulinerordens aus Tschenstochau abgelöst. So findet sich heute in der Kirche ein Bild der Schwarzen Madonna von Tschenstochau, die Patres aber engagieren sich entgegen manchen Befürchtungen aktiv im „Viertel“. Die einst katholische Barbarikirche wurde 1525 evangelisch, nach 1945 wieder katholisch und ist seit 1963 Kathedrale der orthodoxen Diözese Breslau-Stettin.

In der ul. Włodkowica liegen die Gebäude der Jüdischen Gemeinde in den oberen Stockwerken, im Parterre sind heute das Jüdische Informationszentrum, Restaurants und Cafés zu finden. Durch den Torbogen betritt man den Innenhof mit der Synagoge



■ Workshop im Rahmen des Kinderprogramms „Dzieciaki“.

„Zum weißen Storch“, ein Gebäude von 1829 von Karl Ferdinand Langhans, dem Sohn des Architekten des Brandenburger Torres. Der Platz vor der Synagoge ist heute wieder Treffpunkt. Doch wo man jetzt beim Kaffee sitzt, wurde am 10. Juni 1943 die Gemeinde liquidiert, ihr Vorstand mit dem letzten Transport nach Theresienstadt abtransportiert, das Hab und Gut der jüdischen Bewohner in der Synagoge gesammelt. Ihre versteckte Lage zwischen den Häusern bewahrte diese Synagoge – im Gegensatz zur Neuen Synagoge am Anger – vor der Zerstörung in der Kristallnacht. Die jüdischen Bewohner des deutschen Breslau – der drittgrößten jüdischen Gemeinde Deutschlands bis 1945 – wurden fast ausnahmslos deportiert und vernichtet. Erhalten blieb nur die Stadt der Toten – der Kaufleute, Wissenschaftler, Dichter, Bankiers, Politiker – der alte jüdische Friedhof. Dank jahrelanger Bemühungen gelang es Maciej Łagiewski, Direktor des Städtischen Museums Breslau, den Friedhof vor dem Verfall zu retten. Denn Deutsche, die sich um seinen Erhalt hätten kümmern können, gab es nach 1945 nicht mehr in der Stadt. Juden dagegen kamen sehr bald aus den verschiedensten Himmelsrichtungen nach Breslau, genau wie alle anderen neuen Bewohner der Stadt. Einer von ihnen war 1946 Józef Kożuch, der sich noch gut an die Spaziergänge mit seinem Vater durch das jüdische Viertel erinnern kann,

wo ihm von allen Seiten Jiddisch entgegenklang. „Zurück in ihre Heimat konnten oder wollten die Leute nicht – da gab es niemanden von der Familie mehr“, erklärt er. So kamen viele Juden nach Breslau, in die Anonymität der sogenannten „wiedergewonnenen Gebiete“. Die Synagoge war an Feiertagen voll, erzählt Kożuch. Bis 1968 gab es ein koscheres Restaurant, das jüdische Theater spielte. Damit war 1968 Schluss. Die Juden wurden gezwungen, Polen zu verlassen. Unter ihnen auch die Mutter des heutigen Rabbiners Jitzchak Rapoport. Der in Stockholm geborene 31-jährige orthodoxe Rabbi mit Ausbildung in Israel leitet seit 2006 seine wachsende Gemeinde (etwa 350 Personen). Rapoport sieht sich selbst „teils in der Rolle eines Rabbis, teils eines Bot-

schafters des Judentums“. Viele wussten lange nichts von ihrer jüdischen Abstammung, das Thema war tabu, die offizielle Propaganda sah einen rein polnischen Staat vor, in dem andere Sprachen, Nationalitäten und Religionen keinen Platz hatten. Heute hat sich die Situation umgekehrt, das Interesse ist groß. Der Rabbi erzählt vom Jugendklub der Gemeinde und der koscheren

Mensa, zeigt die große Synagoge und die kleine Alltags-Synagoge „Machsike Thora“ (Die Stärker der Thora) mit original erhaltenem Thoraschrein aus der Vorkriegszeit, in der sich an normalen Samstagen und Feiertagen die Gemeindeglieder zum Gebet versammeln. Die große Synagoge war bei ihrer Rückgabe an die jüdische Gemeinde 1996 ohne Dach und Fußboden in sehr schlechtem Zustand. Unterstützung erfuhr die Synagoge durch das Erzbistum, die Stadt und das Kulturministerium. Seit ein paar Jahren engagiert sich vor Ort die 1958 in Oslo geborene Künstlerin Bente Kahan („Voices from Theresienstadt“) für ein Internationales Zentrum für jüdische Kultur und Bildung. Ihre Stiftung fördert seit 2006 die Renovierung der Synagoge, die Entstehung eines Museums der schlesischen Juden und kulturelle Ereignisse, die mit Musik, Theater und Tanz Breslau als „ein jüdisches Herz mitten in Europa“ bekannt machen sollen.

Bei allen Aktivitäten möchte das „Viertel“ auch nach außen wirken. Einbezogen werden neben den Roma-Kindern des „Viertels“ daher auch Kinder aus der ganzen Stadt, die Minderheiten angehören: Ukrainer und Lemken, Moslems und Koreaner. Mit ersteren haben die heutigen Breslauer viele (heikle) historische Berührungspunkte. Das macht einen Dialog manchmal schwer. Oder gar unmöglich wie bisher mit der griechisch-



■ Plakat – Ökumenisches Konzert der vier Bekenntnisse: „Singe Gott Deinem Herrn“ im Rahmen des Europäischen Jahres des interkulturellen Dialogs 2008.

katholischen Kirche im Zentrum der Stadt, die auch zum Reichtum der Traditionen und Bekenntnisse der Stadt gehört. Das Phänomen des „Viertels der gegenseitigen Achtung“ gilt vielen als ein Spezifikum der heutigen, für ihre vielschichtige Geschichte zwischen den Nationen aufgeschlossene Stadt Breslau. Man kann gespannt sein, wie es in Breslau weitergeht.

■ Das Breslauer „Viertel der Gegenseitigen Achtung“ („Dzielnica Wzajemnego Szacunku“) mit seinen vier Gemeinden lädt besonders Schüler und Studenten ein zu ökumenischer und internationaler Zusammenarbeit.

Kontaktadresse der Stiftung:

Ewa Marcinek
E-Mail: marcinkowaaa@O2.pl

Interessante Links:

www.miasto-dialogu.wroc.pl
www.dialog2008.pl
www.bentekahan.eu

Gotteshäuser und Friedhof:

Evangelisch-Augsburgische Kirche der Göttlichen Vorsehung an der ul. Kazimierza Wielkiego 29 (Karlstraße).

Die Gemeinde der etwa 80 deutschen – ebenso wie auch der koreanischen Lutheraner ist die nahe gelegene **Christophori-Kirche**.

St. Antoniuskirche des Paulinerordens in der ul. Św. Antoniego 30 (Antonienstraße).

Polnische Autokephale Orthodoxe Kirche der Geburt der Allerheiligsten Gottesmutter in der ul. Św. Mikołaja 40 (Nikolaistraße).

Synagoge „Zum Weißen Storch“ in der ul. Włodkowica 9 (Wallstraße).

Alter Jüdischer Friedhof an der ul. Ślężna (Lohestraße)



Religion und Werte in Deutschland und Ostmitteleuropa

Unter diesem Thema fand das 62. Gementreffen von Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend vom 23. bis 28. Juli 2008 statt. Die Zukunft Europas wird – insbesondere nach der Eingliederung der ostmitteleuropäischen Länder in die EU – sehr wesentlich davon abhängen, wie sich das Zusammenleben der unterschiedlichen Völker gestaltet. Dabei wird die Ambivalenz zwischen Integration und Wahrung der Identität der Völker im Verhältnis zueinander, vor allem aber auch der in ihnen lebenden religiösen Gruppen eine große Rolle spielen. Die Themen „Religion und Staat“, „Religion und Gesellschaft“ und auch die Frage der Migration aus religiösen Gründen standen im Fokus des 62. Gementreffens. Nicht nur Kriege haben noch im 20. Jahrhundert für Mord, Vergewaltigung, Flucht und Vertreibung nicht nur in Europa gesorgt – auch Religionen und Werte waren Gründe für „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“. Ein friedliches Miteinander der Völker und Religionen mag durch Gesetze geregelt sein, die Realität ist aber oft anders, als es sich Politiker und Gesellschaften wünschen mögen. Wie aktuell die Fragestellung auch für die kommenden Jahre bleiben wird zeigten die regen Diskussionen und Gespräche. Die ca. 140 Teilnehmer dreier Generationen aus Polen, Litauen und Deutschland waren sich einig, dass die Julitage auf der Burg auch wieder geprägt waren von Gemeinschaft, gemeinsamem Gebet, guter Laune und der Kunst über Generationen hinweg mit Freude zu feiern.

Das Verhältnis zwischen Religionen und Staat in Deutschland und Polen

Referent: **Prof. Dr. Dieter Bingen**

Direktor des Deutschen Poleninstitutes,
Darmstadt

Als erster Referent des 62. Gementreffens versuchte Prof. Bingen aus dem schwierigen und sehr weit reichenden Thema einige ausgewählte Vergleiche und Aspekte zu beleuchten, die im Blick auf die deutsch-polnischen Diskurse über Religion, Kirchen und Staat in der Demokratie in Deutschland und Polen eine – wenn auch unterschiedliche – Rolle spielen.

Die jüngsten, auch religiös-kulturell geprägten kriegerischen Auseinandersetzungen auf dem Balkan in den 1990er-Jahren seien uns sicher allen noch in Erinnerung. Aber auch die religiösen und konfessionellen Auseinandersetzungen in anderen Regionen zeigten, dass Deutschland seit dem 17. Jh. mit Folgen bis ins 19. Jh. hinein von Religions- und Konfessionskriegen gezeichnet war. Die historischen Auseinandersetzungen zwischen den beiden großen christlichen Religionen fanden ebenso in Deutschland statt wie auch der sog. 30-jährige Krieg, der auch ein Konfessionskrieg gewesen sei und dessen Verwüstungen in einigen Regionen Deutschlands bis ins 19. Jh. sichtbar waren.



Religion und Kirche waren weithin nicht von einander zu trennen, und auch das Verhältnis zum Staat war sehr eng; die evangelische Konfession war sehr stark an die Landeskirche gebunden. Die römisch-katholische Konfession bzw. die eine westliche Kirche war ja schon seit dem 5. Jh. mit dem Staat verbunden, Religion, Kirche und Staat sind nie auseinander zu halten gewesen, die Trennungsprozesse haben erst später statt gefunden.

Deutschland war also ein Land der religiösen, konfessionellen Intoleranz. Dass es in Deutschland heute zwischen den christli-

chen Konfessionen eine weitgehende Toleranz gibt bis hin zur Ökumene, ist erst eine Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg gewesen. Die religiöse Intoleranz, die Kriege unter dem einen Kreuz, das war aber nur die eine Seite. Im 20. Jh. kam dann der große Kulturbruch in Deutschland, der Versuch der Vernichtung einer Religion und eines Volkes, des jüdischen Volkes und der jüdischen Religion in der Zeit des Nationalsozialismus, das gehört auch zur Geschichte der Religionen und der Konfessionen und deren Auseinandersetzungen in Deutschland.

Anerkennung der christlichen und nichtchristlichen Religionen

Das Deutschland von heute sei aber nicht mehr zu vergleichen mit dem Deutschland der 1930er- und 1940er-Jahre und noch viel weniger mit dem Heiligen Römischen Reich deutscher Nation im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Der demokratische deutsche Staat, bekennt sich heute zu den Grundfreiheiten, und natürlich gibt es Religionsfreiheit und die Anerkennung der christlichen wie der nichtchristlichen Konfessionen. Die Trennung von Kirche und Staat ist öffentlich anerkannt, ebenso wie die Kirchen, es gibt das Konkordat, also die besonderen Beziehungen des Kirchenstaates, des Heiligen Stuhles, mit den deutschen Ländern bzw.

mit der Bundesrepublik Deutschland, das die öffentliche Rolle der katholischen Kirche und auch die Frage des Religionsunterrichts, der katholischen Fakultäten, der katholischen Infrastrukturen regelt.

Deutschland heute ist aber nach der Wiedervereinigung ein Land mit sehr weit reichenden Säkularisierungsprozessen ein nur noch teilweise christliches Land. Nach der Religionsstatistik sind ungefähr 70 % der Deutschen einer Konfession bzw. Religion angehörig, etwa 30 % konfessionslos. Dabei gibt es sehr große Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschland, mit weitgehenden Entkirchlichungsprozessen oder Atheisierung der Länder der ehemaligen DDR in den letzten 40 Jahren.

Die jüngste internationale Studie der Bertelsmann-Stiftung ergab für die Situation in Deutschland, dass die Akzeptanz von Glaubenswahrheiten und die Einhaltung von Regeln des Glaubens durch die jüngere Generation sehr viel geringer sind als in der mittleren und älteren Generation. Andererseits ist aber die Religiosität ganz allgemein noch relativ hoch, fast 70 % der Menschen in Deutschland sind noch religiös, 28 % dagegen klar nicht religiös. Große Unterschiede gibt es dabei zwischen Ost und West: 78 % deklarieren sich im Westen als religiös und nur 19 % als nicht religiös, im Osten 36 % religiös und 63 % nicht religiös. Und es gibt natürlich auch unterschiedliche Intensitäten bei der Religiosität.

Wer keine Kirchensteuer bezahlt kann trotzdem religiös sein

Dabei kann man „nicht religiös“ und „keiner Kirche angehörig“ jedoch nicht gleich setzen. Kirchenangehörigkeit heißt in Deutschland, Kirchensteuer zahlen, und das ist eine weitere Besonderheit: Trotz der Trennung von Kirche und Staat ist das eine Dienstleistung des Staates in Deutschland, die es sonst nirgendwo in der Welt gibt: Der Staat treibt die Kirchensteuer für die Kirchen ein und nimmt den Kirchen viel Arbeit ab. Andererseits schafft die Kirche für den Staat bzw. die Gesellschaft ein riesiges Netzwerk von sozialer, caritativer, gesundheits- und bildungspolitischer Infrastruktur. Umgekehrt, wer aus der katholischen oder evangelischen Kirche austritt, spart sich 8 % oder 9 % Kirchensteuer – je nach Bundesland – und kann immer noch religiös sein.

Wenn man sagt „religiös“, sagt das noch wenig aus über den Glauben, bzw. welcher der vielfältigen Religionen man angehört. Dies ist ein neues Phänomen in Deutschland in den letzten Jahrzehnten, die Präsenz von Religionen aufgrund der Internationalisierung der Gesellschaft und der Migrationsprozesse in Deutschland. Man sieht Minarette und Moscheen in einem Land ohne osmanische Herrschaft, aber mit einer Zuwanderung von türkischen Gastarbeitern und türkischen Familien, die schon in der zweiten und dritten Generation schon in Deutschland leben und für das Verhältnis der Religionen in Deutschland eine ganz neue Aus-

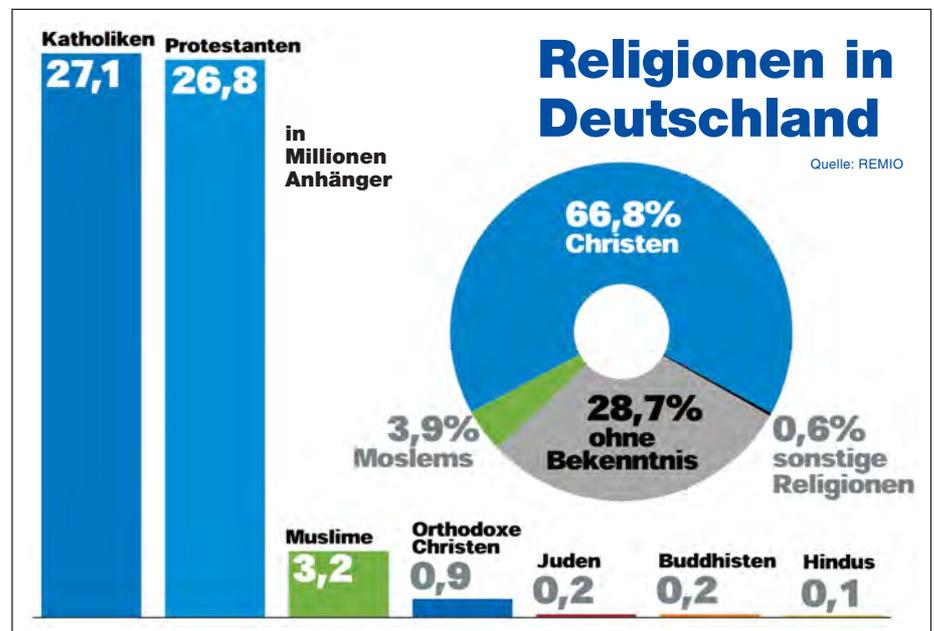
gangsbasis schaffen. Religion hat eben allgemein mit einer Kultur, einer Kulturgeschichte zu tun, auch unabhängig von Religiosität im engeren Sinne.

Kann säkularisiertes Christentum Leitkultur sein?

Seit einigen Jahren schon gibt es die Diskussion über die kulturelle Identität und die Leitkultur in Deutschland. Die Frage ist aber, in wie weit das säkularisierte Christentum Leitkultur sein kann, an die sich alle anpassen müssen? Immerhin sind 30 % der Bevölkerung nicht religiös gebunden, bei den religiös Gebundenen gibt es eine konfessionelle Teilung. So sind von den 100 % Gesamtbürgern ungefähr 31 % römisch-katholisch und knapp 31 % Protestanten. Dann kommen mit 4 % bzw. 3,3 Millionen Menschen die Muslime (zum Vergleich: das ist mehr als alle konfessionellen Minderheiten in Po-

Tragödien und auch zu den Wunden der deutschen Geschichte Anfang des 20. Jahrhunderts, dass wir wieder ein jüdisches Gemeinde- und Kulturleben haben in Deutschland und eine Identität, wie es vor 60 oder 30 Jahren noch nicht vorstellbar gewesen ist – wenn man bedenkt, dass vor 1933 in Deutschland ca. 660.000 Juden lebten.

Auf der einen Seite gibt es die religiöse bzw. konfessionelle Vielfalt in Deutschland, auf der anderen ein Verschwinden der Präsenz von Religion, von Vertretern der Kirchen bei großen offiziellen Veranstaltungen oder auch als Teil der Versinnbildlichung der nationalen kulturellen historischen Identität in Deutschland. Die Kirchen sind präsent, in den verschiedenen Einrichtungen, vor allem in ihren sog. Dienstleistungen, die auch sehr stark frequentiert werden von Nichtgläubigen, die ihre Kinder in katholische Schulen/Gymnasien und Kindergärten schicken oder



len zusammen), die Griechisch-Orthodoxen mit ca. 450.000 oder 0,5 %, die Neupostolischen mit 0,4 % oder 370.000 Gläubigen, die Rumänisch-Orthodoxen mit 0,36 %, die Serbisch-Orthodoxen 0,3 % bzw. 250.000 (das sind mehr als es Protestanten in Polen gibt), 245.000 oder 0,3 % Buddhisten sowie 200.000 Juden, das sind 0,24 %; schließlich noch 180.000 bzw. 0,2 % Russisch-Orthodoxe, einige Zeugen Jehovas sowie freikirchliche evangelische Gemeinden.

Wie in Polen ist nur ein Rest von religiöser bzw. konfessioneller Vielfalt erhalten, die vor 1939 sehr viel größer gewesen ist.

In Bezug auf die jüdischen Mitbürger hat sich eine beachtliche Veränderung in der Religionsstatistik vollzogen, zum Vergleich: vor 1989 gab es ungefähr 30.000 der jüdischen Gemeinde Zugehörige. Diese Veränderung beruht vorwiegend auf der Emigration von Juden aus Russland und der Ukraine in ein Land religiöser Freiheit. Es werden deshalb in Deutschland auch wieder Synagogen gebaut. Es gehört zu den Dramen und

in katholische und evangelische Krankenhäuser, besonders wegen der Zuwendung.

Andere Situation in Polen

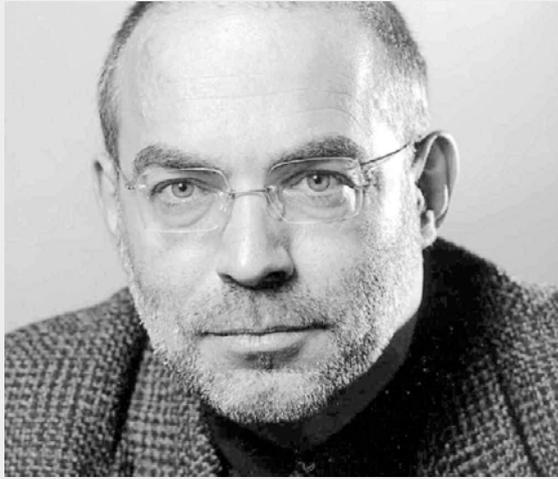
In Polen nun ist die Situation anders als in Deutschland. Polen war in der Neuzeit ein Land der religiösen Toleranz im Unterschied zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Dies betrifft sowohl die christlichen Konfessionen als auch die nichtchristlichen Religionen, angefangen mit dem Judentum. Denn Juden waren in der frühen Neuzeit aus Westeuropa nach Polen geflohen angesichts der Pogrome, die es in Deutschland und anderswo gegeben hatte. Die Religionskriege, die es in Mitteleuropa gegeben hat, gab es in Polen nicht. In Polen gab es die „schwedische Sintflut“ in Tschenstochau, wo Maria, die Muttergottes, zu einem Sieg, einem Wunder gegenüber den schwedischen Truppen geführt hat. Maria ist dadurch zu einer legendären Symbolfigur geworden. Ungeachtet der Multikonfessionalität und numerischen Vielfalt der Konfessionen, der religiösen und konfessionellen Toleranz, wurde

62. Gementreffen der Danziger Katholiken

Der Glaube im Fokus

Gemen (pd/aug). Nach der Eingliederung der ostmitteleuropäischen Länder in die EU wird die Zukunft Europas sehr davon abhängen, wie sich das Zusammenleben der unterschiedlichen Völker gestaltet. Die Themen „Religion und Staat“, „Religion und Gesellschaft“ aber auch die Frage der Migration aus religiösen Gründen stehen deshalb im Fokus des 62. Gementreffens von Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend.

Auf der Jugendburg Gemen treffen sich vom 23. bis 28. Juli Menschen unterschiedlicher Konfessionen, um gemeinsam über Schwierigkeiten und Gemeinsamkeiten zu diskutieren. Am Donnerstag geht es



Prof. Dr. Bingen zu Gast in Gemen.

Foto: Archiv DPI



um Staat und Kirche. Prof. Dr. Bingen vom Deutschen Polen- Institut in Darmstadt wird beim Auftaktreferat die Modelle von Deutschland und Polen vergleichen.

Im zweiten Schritt wird am Freitag die Migration mit Religion in Verbindung gesetzt. Vormittags diskutieren deutsche Jugendliche, die Erfahrungen mit Religion in anderen Ländern machten. Nachmittags stehen Menschen, die wegen oder mit ihrer Religion nach Deutschland gekommen sind. Den inhaltlichen

Schlusspunkt sämtlicher Diskussionen setzt am Samstag der NRW-Landtagsabgeordnete Prof. Dr. Thomas Sternberg im Festreferat.

Als Zeichen für Frieden und Versöhnung pflanzt das Adalbert-Werk einen Baum vor der Orangerie der Burg Gemen in Erde aus Deutschland, Danzig, Klaipeda und Brüssel. Eine Tafel erinnert an die Schritte zur Versöhnung und mahnt zur weiteren Völkerverständigung.

Polen ab dem 17. und 18. Jh. ein von der katholischen Konfession geprägtes Land. Bis 1939 war Polen ein multikonfessionelles, multinationales Staatsgebilde mit vielen Nationalitäten. In den 1930er-Jahren war nur 66 % der Bevölkerung polnischer Nationalität. Ungefähr 60 % der Menschen gehörten der katholischen Konfession an, es gab eine starke russisch-orthodoxe und jüdische Minderheit. Die katholische Kirche ist dann vor allem in der Zeit der Nichtstaatlichkeit, der Repression von ausländischen Mächten, ein Träger der nationalen, kulturellen und sprachlichen Identität – eine Religion, gegen den ausländischen, intervenierenden Aggressor, die das Überleben Polens in schwierigen Zeiten ermöglichte gegen die deutschen Besatzer. Von den deutschen Besatzern ist die katholische Kirche in Polen zwischen 1939 und 1945 als ein Feind betrachtet worden, weil sie Träger der Nation war. Ca. 20 % der Priester sind in den KZ umgekommen, und nach 1945 war Polen erstmals in der Geschichte ein weitgehend römisch-katholisch geprägter Staat geworden mit über 90 % Menschen polnischer Staatsangehörigkeit. Eine Vereinheitlichung, die anfangs, nach 1945, als etwas Gutes betrachtet worden ist, aber für die polnische Kultur, das intellektuelle Leben, die Vielfalt der polnischen Gesellschaft – abgesehen von der physischen Vernichtung eines nicht unbedeutenden Teils der polnischen Intelligenz

– war es ein Verlust von Vielfalt, Buntheit, intellektueller Anregung, von dem, was eben auch das Fortschreiten einer Gesellschaft ermöglicht. Das reicht bis zu dieser Verirrung, dass die Gewinnung der deutschen Ostgebiete als Teil einer Rechristianisierung, ja Rekatholisierung betrachtet worden ist, verbunden mit dem, was auch zur Geschichte nach 1945 gehört und zu einem Teil der Instrumentalisierung der katholischen Kirche durch den polnischen Staat, eben einer Intoleranz, die eine Folge einer Instrumentalisierung gewesen ist, und einer hegemonialen Rolle der katholischen Kirche im Vergleich zu den anderen christlichen Konfessionen.

Kirche als Träger der Identität

Polen nach 1945 war auch wieder ein unabhängiger Staat, der aber gegen die Religion und gegen die Kirchen kämpfte, so dass die Kirche, sowohl die Religion, der Glaube, als auch die Institution Kirche zu den Trägern der Identität, des Überlebens in der Zeit einer ideologischen kommunistischen Fremdherrschaft angenommen worden ist, und die Position der römisch-katholischen Kirche nach 1989 im demokratischen Polen auch weiter gefestigt hat. Nach 1989 gab es erstmals einen demokratischen Staat, in dem es auch eine Trennung und ein Zusammenwirken von Kirche und Staat gibt, wie es seit dem 18. Jh. der Fall ist.

In Polen muss das Zusammenleben von Religionen und Konfessionen aufgrund der unterschiedlichen Geschichte anders aussehen als in Deutschland. Es gibt in Polen über 90 % römische Katholiken, ungefähr 100.000 Protestanten der Augsburgischen Konfession und einige 10.000 Calvinisten. Die römisch-katholische Kirche in Polen wird vom kommunistischen Staat bekämpft und gleichzeitig gebraucht und benutzt. Sie war als Vermittlerin zwischen der Stadt und der Gesellschaft gefragt, auf der anderen Seite aber hat dies immer Gefahren bedeutet.

In der kommunistischen Zeit hat der Staat die hegemoniale Rolle der katholischen Kirche und ihr Unverständnis, teilweise ihre Intoleranz und auch die Übergriffe, die es teilweise auf die evangelische Kirche gab, ausgenutzt, um sich als Schützer der evangelischen Kirche gegenüber der katholischen Kirche darzustellen. Das hat die evangelische Kirche, vor allem die Augsburgische, in eine schwierige Situation gebracht und in eine Abhängigkeit, in die sie sich mehr oder weniger freiwillig begeben hat. Die Augsburgische evangelische Kirche stand immer unter dem Druck, sich als national-polnisch-patriotisch darzustellen, weil von den polnischen Katholiken die Augsburgische, die Protestanten, die Evangelischen immer mit den Preußen und Deutschen identifiziert worden sind, obwohl diese polnischen Evangelischen genauso treue polnische Staatsbürger gewesen sind wie alle anderen polnischen Staatsbürger. Aber dies ist eine schwierige Situation eben für die Augsburgische Kirche gewesen.

Das heißt also, Polen ist stark geprägt von dieser katholischen Konfession, dem römischen Katholizismus, die Religion spielt weiter eine mit Deutschland unvergleichliche Rolle. Diese katholische Kirche war Träger der Nation, von daher gibt es eine emotionale Bindung an die Kirche, unabhängig vom Gehorsam gegenüber den einzelnen Glaubenssätzen dieser Kirche. Religiosität ist in Polen sehr viel stärker als in anderen Ländern. Das hat nicht nur damit zu tun, dass der erste nicht-italienische Papst seit 500 Jahren, Karol Woityła, als Oberhaupt der katholischen Kirche auch dazu beigetragen hat, dass Polen wieder ein freies Land geworden ist. Es ist also nicht nur eine religiöse Funktion der Kirche, sondern zugleich indirekt eine politische.

Das hat dazu geführt, dass nach 1989 auch diese Katholische Kirche als Institution um ihren Platz gekämpft hat, auch in der Verfassung, in der Gesetzgebung, und die Religion, die Gläubigkeit in Polen bis heute sehr hoch ist. Man hat ja damit gerechnet, dass in Polen nach 1989 mit der Demokratisierung, mit der Liberalisierung, mit dem Einfluss des Westens, dem Werteverfall und der Wertevielfalt, der unterschiedlichen Anschauungen die Religiosität in Polen zurück gehen würde; es ist bisher in einem unbedeutenden Maße geschehen. Die Religiosität in Polen ist immer noch außergewöhnlich hoch; nach der sog. Polen-Analyse des Deutschen Po-

len-Instituts, sind im Polen der Jahre 1992–2006 der Glaube, die Religionsausübung in allen Altersgruppen auf einem stabilen Niveau geblieben. 45 bis 50 % der jungen Menschen üben mindestens einmal wöchentlich ihre Religion aus sowie 55 % der Älteren. Hier hat es in den letzten 16 Jahren keine wesentliche Veränderung gegeben. Unter den sechs größten Ländern der Europäischen Union ist Polen das religiöseste.

Falsche Vorhersagen

Nach 1989 ist von Religionssoziologen und Wissenschaftlern zur Entwicklung in Polen mit Blick auf Religion und Kirche gesagt worden, dass es zu einem fortschreitenden, relativ raschen Säkularisierungsprozess in Polen kommen würde. Es stellt sich heraus, dass die Prozesse in Polen sicher weiter gehen, vor allem in der städtischen Bevölkerung, in Großstädten, bei der akademischen Jugend sowohl die Gläubigkeit als auch die Ausübung des Glaubens zurückgeht, allerdings sehr langsam. Sonntags sind die Kirchen in Polen immer noch sehr voll, und offensichtlich ist die Situation, was die Zeitabläufe anbetrifft, anders, als es etwa in Spanien der Fall gewesen ist, wo die Säkularisierung dramatisch zugenommen hat und die Religiosität schon geringer als in Deutschland ist. Die Religiosität ist in Polen sehr hoch geblieben, eine weitestgehend katholische Religiosität.

Allerdings gibt es von Zeit zu Zeit eine starke Verquickung von Religion und Staat, vor allem von nationalkatholischen Kräften/Parteien, eine Instrumentalisierung der Religion durch Parteien/den Staat. Diese Instrumentalisierung ist unter dem Ministerpräsidenten Jarosław Kaczyński so groß gewesen, wie sie negativ in der Zeit der Kommunisten gewesen ist, vor allem in den Jahren 2005–2007. Kaczyński unterstützte bestimmte katholische Gruppierungen, die seine Parteien gewogen waren und von denen er meinte, sie würden die katholische, die nationale Identität und Werte Polens am ehesten vertreten.

Kirche und Staat finden sich in Tschenstochau, in einem Katholizismus, der intolerant ist, antidemokratisch, zum Rassenhass aufruft, antisemitisch ist, antideutsch, anti-europäisch; er wird bezahlt teilweise von deutschen katholischen Unbekannten, möglicherweise auch vom russischen Geheimdienst. Man bekommt diese Gruppierungen nicht in den Griff. Selbst Papst Johannes Paul II. konnte Radio Mariya nicht zur Ordnung rufen und entpolitisieren. Radio Mariya befriedigt einen Teil der Bedürfnisse einer religiös einfachen, aber bedürftigen Bevölkerung, bringt zwischendurch politische Manifeste oder Weisungen und ist damit Teil der Wahlmaschine des Präsidenten. Es ist übel, dass eine Partei in innerkatholische Konflikte eingreift und die Position der weltoffenen, liberalen, nachkonziliaren katholischen Kirche in Polen schwächt. Doch hat die Kirche in Polen ungeachtet dieses innerkatholischen Streits und der Instrumentalisierung des Staates eine starke Position.



Die katholische Kirche in Deutschland hat dem gegenüber in ihrer Auseinandersetzung mit anderen christlichen Konfessionen, vor allem mit der evangelischen Kirche eine sehr viel offenere, „liberalere“ Position als die katholische Kirche in Polen, die kein Gegenüber hat, mit 95 % Katholiken. In Polen ist die Veränderung zwischen vor 1939 und heute viel dramatischer als in Deutschland. Es ist unter sehr viel schwierigeren Bedingungen eine Wiederbelebung der jüdischen Kultur und eine Begegnung mit dem Judentum, mit der eigenen jüdischen Familiengeschichte gelungen, die Präsenz jüdischer Geschichte als Teil der polnischen Geschichte wird sichtbar gemacht.

Zukunft der Religionen

Angesichts einer Öffnung von Grenzen, von Migrationen, von Wanderungen spielt die Frage nach der Zukunft der Religionen und

vor allem der christlichen Konfessionen und Religionen eine sehr viel stärkere Rolle, als das in der Vergangenheit der Fall gewesen ist. In Deutschland gibt es seit Jahrzehnten eine muslimische, türkische Zuwanderung, in Polen ist diese sehr viel geringer, denn es gibt sehr viel weniger Immigration, sehr wenige Muslime, nur ein paar hundert Taren. Das ist die Herausforderung in Polen, für die Konfessionen zwischen den Religionen und auch für das Verhältnis von Religion bzw. Kirche und Staat. In Deutschland ist die Frage nach der Position der Kirche, des christlichen Glaubens, neu zu stellen, nimmt bestimmte Aspekte der Säkularisierung auf oder grenzt sich durch eine gewisse Renaissance ab. Da ist es nicht allein die Zivilreligion, nicht das Grundgesetz, sondern mehr eine große Auseinandersetzung, die weitgehend friedlich und offen verläuft, wenn auch nicht ohne Brüche, die eine Herausforderung bleibt für eine sich öffnende Gesellschaft.

Dr. Gertraud Heinzmann

Borkener Zeitung
vom 27. Juli 2008

Religion und Staat

62. Gementreffen der Danziger Katholiken

Borken (pd). Von einer gegenseitigen Befruchtung im Verhältnis von Staat und Kirche könne man in den drei Ländern Deutschland, Polen und Russland sprechen, wenn auch jeweils auf sehr verschiedene Art und Weise. Das war der Tenor der Auftaktreferate beim 62. Gementreffen der Danziger Katholiken jetzt auf der Jugendburg.

Über das Verhältnis von Staat und Kirche in Deutschland und Polen sprach Prof. Dieter Bingen vom Deutschen Polen-Institut in Darmstadt. Als Verhältnis „gegenseitiger Dienstleistung“ charakterisierte er die Situation in Deutschland: Übernahme der Staat für die Kirche die Aufgabe, die Steuern zu erheben, so leisteten die Kirchen treuhänderisch viele Staatsaufgaben vor allem

im Sozialen und im Bildungsbereich. In Polen sei Religiosität eher eine Größe der Identitätsstiftung. Die polnische Nation habe nur dank der starken Identifikation mit der katholischen Kirche über die Zeiten staatlicher und kommunistischer Fremdbestimmung bestehen können. Dabei betonte Bingen, dass in Polen bereits religiöse Toleranz und Vielfalt herrschte, als die deutschen Länder noch von konfessioneller Intoleranz und Krieg geprägt war.

Die Situation in Russland stellte der Dominikanerpater Diethard Zils vor. „Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion ist Vladimir Putin eine Symbiose mit der Orthodoxen Kirche eingegangen, um das russische Selbstbewusstsein wieder aufzurichten“, lautet seine These. Im russischen Ge-

meinwesen werde der Staat als Leib und die (orthodoxe) Kirche als die Seele angesehen. Diese Privilegierung der „traditionellen“ Kirche führe allerdings auch zu Konflikten mit der römischen Kirche, räumte Zils ein.

Bei den rund 30 deutschen, polnischen und litauischen Jugendlichen ging es im Programm II unter der Leitung von Rektor Siegfried Thesing derweil und eine Gegenüberstellung der monotheistischen Weltreligionen und ihre Präsenz in den Herkunftsländern. Bis heute werden sich die rund 140 Teilnehmer des Treffens mit Erfahrungen der persönlichen Religiosität insbesondere von Jugendlichen und Migranten sowie mit dem gesellschaftlichen Beitrag von Religion beschäftigen.

Das Verhältnis zwischen Religionen und Staat in den Ländern Ost- und Südosteuropas

Referent: **Pater Diethard Zils OP**

Europäisches Zentrum der Dominikaner,
Brüssel

Pater Diethard Zils konzentrierte seine Ausführungen als zweiter Referent am Donnerstagvormittag auf die Russische Föderation, da ein Überblick über alle Länder Ost- und Südosteuropas sehr umfangreich und kompliziert sei. Auf die Unterschiede im Verhältnis von Religion, Kirche und Staat in den verschiedenen Ländern ging Pater Diethard aus Zeitgründen deshalb im Einzelnen nicht ein.

Beim Thema Kirche und Staat müsse man beachten, dass alle möglichen, auch religiösen Entscheidungen von politischen Erfahrungen, von politischen Wünschen und von der Geschichte beeinflusst sind, „die einen manchmal traumatisch begleitet“. Das heutige Russland ist zweifellos geprägt vom Fall des kommunistischen Systems. Niemand hätte sich vorstellen können, dass ein Weltreich auf einmal zusammenbricht, implodiert – das war ein Schock. Nach diesem Zusammenbruch kam aber nicht etwa die Demokratie, der Wohlstand, das Glück – nein, es kam das Chaos! Es gab Wirren, Putschversuche, Armut, Fabriken wurden geschlossen, die Menschen hatten nichts mehr zum Leben – es war eine totale Enttäuschung.

Boris Jelzin habe Russland zwar gerettet – fast wäre der Kommunismus wieder eingeführt worden, was Jelzin verhindert habe. Doch in welcher Verfassung war einer der größten Staaten in Europa – es wurde regiert vom Alkohol!

Auch positives unter Jelzin

Eine gewisse Änderung war aber durchaus eingetreten; man konnte jeden Sonntag in die Kirche gehen, falls die Kirche erreichbar war. Und man konnte jedem sagen, dass man Christ ist, ohne nach Sibirien zu kommen. Für diese Normalität muss man natürlich dankbar sein.

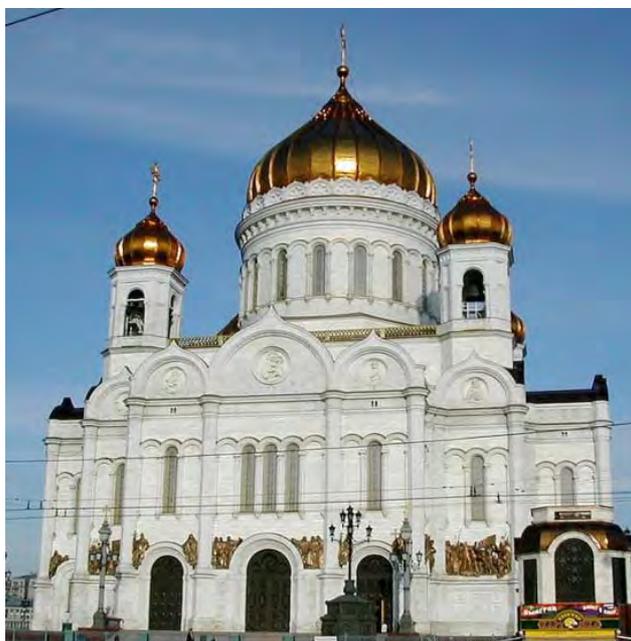
Mit der Reformen, die Gorbatschow in Russland durch die Perestroika und die Glasnost-Politik eingeführt hatte – die ja eigentlich dazu da waren, den Kommunismus zu retten, nicht ihn abzuschaffen – hatten die Kirchen schon wieder Luft zum Atmen bekommen. Es setzten die ersten Freiheiten ein, die erste öffentlichkeitswirksame Präsenz aller Kirchen in Russland.

Jelzin hatte wenig Interesse an der Kirche, darum war in der Verfassung, die dann verabschiedet wurde, Russland als ein säkularer Staat nach westlichem Vorbild definiert, in dem es Glaubensfreiheit, Religionsfreiheit usw. gibt, aber keine Privilegierung irgendeiner Kirche gegenüber dem Staat. Das war also die Verfassung unter Jelzin, weil er und seine Mitarbeiter glaubten, dass Demokratie und Marktwirtschaft Russland erfolg-



reich in den Westen integrieren könnten. Und es gab in Russland Demokratie und Marktwirtschaft.

Aber schon vier Jahre später wendet sich das Blatt. 1997, wird ein „Gesetz über Gewissensfreiheit und religiöse Organisationen“ verabschiedet, welches von einer besonderen Rolle der Orthodoxie in der Geschichte Russlands spricht. Rein historisch gesehen, ist dies auch richtig: Die orthodoxe Kirche spielt eine ganz besondere Rolle in der Geschichte Russlands. Aber ob das auch für die Gegenwart gilt, lässt das Gesetz offen. Das Gesetz unterscheidet aber zwischen traditionellen und nicht traditionellen Religionen. Zu den traditionellen Religionen, die es schon im alten Russland gegeben hat, gehören neben der Orthodoxie der Islam, der Buddhismus und das Judentum. Zu den nicht traditionellen Religionen zählten die katholische Kirche und alle protestantischen Gruppierungen und Kirchen. Die katholische Kirche ist also diesem Gesetz keine traditionelle Religion in Russland, sie könnte der Orthodoxie – ihrer „Schwesterkirche“ – eher Konkurrent sein als die anderen Religionen. Faktisch ist es auf jeden Fall zu



einer Verschlechterung der Lage einiger nichttraditioneller Religionsgemeinschaften gekommen, insbesondere auch der Katholiken.

Eine neue Rolle der orthodoxen Kirche

Zu dieser Entwicklung trug die politische und kulturelle Situation im postkommunistischen Russland entscheidend bei. Auf der einen Seite war eine Kirche, die orthodoxe Kirche, die bei weitem größte Religionsgemeinschaft in Russland, so wie die katholische Kirche in Polen. Diese Kirche kommt aus der totalen Unterdrückung und aus einer totalen Kontrolle durch den Staat.

So war es unmöglich, dass ein russisch-orthodoxer Priester in Prag war, ohne dass er mit dem KGB zusammenarbeitete, oder gar ein Agent des KGB war.

Im Gegensatz zu dieser totalen Unterdrückung und Kontrolle sah sie sich auf einmal als eine freie Religionsgemeinschaft in einem freien Gemeinwesen. Und das war geprägt von Pluralismus, Konsumismus, einer wahnsinnigen Explosion westlicher Reklame: Coca Cola usw. und von allem, was im Westen erlaubt ist und was man in Russland vorher nicht gesehen hatte, wie Pornographie und sexuelle Freizügigkeit. Damit musste die Kirche sich auseinander setzen, das war schwierig, und sie hatte das noch nie geübt. Deshalb bekam sie Angst, war gedemütigt, verängstigt, zur Kollaboration mit ihren Todfeinden gezwungen. Diese neue Situation war eine Überforderung, eine Mischung aus Stolz über ihre großartige Rolle in einer fernen Vergangenheit und Angst vor der bedrohlichen Situation in einer pluralistischen Gesellschaft.

Die Kirche suchte Schutz. Und wo konnte sie diesen Schutz finden? Beim Staat. Jelzin hatte ein Chaos hinterlassen: Zusammenbruch der Wirtschaft, Verarmung weiter Kreise, Willkür der Provinzregierungen – Russland ist ja nicht ein Einheits-Staat, sondern eine „Bundesrepublik“, deshalb heißt es ja „Russische Föderation“, bestehend aus 89 verschiedenen Entitäten, und noch heute sind ein Fünftel der Gesetze, die in diesen Entitäten erlassen werden, gegen die russische Verfassung – es war

■ *Die Christ-Erlöser-Kathedrale in Moskau, sie ist das zentrale Gotteshaus der Russisch-Orthodoxen Kirche.*

ein Chaos, totaler Autoritätsverlust der staatlichen Instanzen und Institutionen, schamlose Bereicherung einiger Oligarchen, diese ganze staatliche Wirtschaft wurde privatisiert, und das haben sich einige alte Parteifunktionäre natürlich in ihre Taschen gesteckt. Vieles von der Wirtschaft brach dann zusammen, nachdem diese Milliarden beiseite geschafft waren.

Das war die Situation. Das Ansehen Russlands in der Welt war auf dem Nullpunkt. Die einstige Weltmacht geriet in eine allgemeine Frustration.

Putins Wende

In diese Situation traf Putin. Er war entschlossen, eine Wende zu neuer russischer Größe herbei zu führen. Da es keine andere Identität stiftende Kraft gab als die russische Orthodoxie, war er auf die orthodoxe Kirche angewiesen, der infolgedessen de facto eine privilegierte Stellung zugewiesen wurde. Nicht nach der Verfassung, nicht nach dem Religionsgesetz, aber de facto. Sie selbst versteht sich in ihrer vom Bischofskonzil im Jahre 2000 beschlossenen Sozialdoktrin in ihrem Verhältnis zum Staat nach der Analogie von Seele und Leib beim Menschen. Die Kirche ist also die große geistige Kraft, ohne die die russische Nation nicht weiterexistieren kann und der die russische Nation auch ihre Existenz verdankt. Das ist das Selbstverständnis der orthodoxen Kirche in Russland, also: die Seele des Ganzen. Das kann natürlich zu einer erheblichen Privilegierung oder einem erheblichen Anspruch auf die Privilegierung einer Religionsgemeinschaft führen.

Staat und Kirche sind in der gegenwärtigen Situation aufeinander angewiesen. Die Kirche selbst führt eine sehr effiziente Politik, versucht, sich im russischen Staat Gehör und Autorität zu verschaffen. Als erstes hat sie schon 1993 eine Regelung getroffen, eine Vereinbarung mit der Armee. Und in dem geschlossenen Raum der Armee, also in Kasernen, Militäranlagen und -akademien, kann die Kirche agieren. Die Aufgabe, die früher die Politoffiziere der kommunistischen Partei ausgeübt haben, nämlich die Indoktrination der Leute, übernehmen heute die Priester der orthodoxen Kirche in der russischen Armee. Es gibt in 150 Militäreinrichtungen, -lager, -akademien, orthodoxe Kirchen und 2.000 Militärseelsorger der orthodoxen Kirche. Die orthodoxe Kirche betrachtet das auch als Möglichkeit zur Mission, weil dort praktisch alle jungen Männer hinkommen, denen man etwas mitteilen kann vom Glauben. Die Kirche sieht das also als ein interessantes Missionsfeld, und für die Armee ist die Kirche ein notwendiger Ideologieersatz. Armee wie Kirche haben eine Nostalgie für das untergegangene Sowjetimperium. Nicht die Ideologie des Kommunismus ist es, sondern die Größe und die Bedeutung, die man hatte als Staat, als Land, als Mensch. In dieser Beziehung ist die Armee frustriert und die Kirche auch; da treffen sich beide, und sie bauen sich gegenseitig auf. Auch mit dem sog. „Gewaltministerium“ – das sind

die Menschen, die Gewalt, Macht haben, im Bereich des Verteidigungsministeriums, des Innenministeriums und der Geheimdienste, also die Schaltzentralen – mit diesen Institutionen hat die Kirche ebenso Abkommen getroffen, Zusammenarbeitsverträge abgeschlossen, und zwar schon vor Putin. Wie groß der öffentliche Einfluss der orthodoxen Kirche im russischen Staat ist, zeigt die Einführung eines neuen Staatsfeiertags: Der 7. November, Tag der Oktoberrevolution und Staatsfeiertag der Sowjetunion, wurde im Jahre 2005, da man ihn ja nicht mehr feiern konnte, auf den 4. November verlegt, unter erheblicher Mitwirkung der Kirche. An diesem Tag feiert die russisch-orthodoxe Kirche die Befreiung Russlands von der polnischen Besatzung, und es ist der Tag der wundertätigen Gottesmutter-Ikone von Kasan, die am 4. November 1612 von einer Abordnung aus Kasan, die an der Befreiung Moskaus mitwirkte, mitgeführt worden war.

Priester über die Hauskapelle des Inlandsgeheimdienstes, zusammen mit der Kirche aber auch über die spirituelle Sicherheit der russischen Tradition. Und wer ist nun die Bedrohung dieser spirituellen Sicherheit? Ursprünglich galten die neuen religiösen Bewegungen und sektenähnliche Gemeinschaften als eine solche Bedrohung. Darüber hinaus sind es aber eigentlich alle nicht-orthodoxen Weltanschauungen. Dass es bedauerlicher Weise so gekommen ist, ist auch mit die Schuld der römisch-katholischen Kirche bzw. des Vatikan, der westeuropäischen und auch der deutschen Politik, und wesentlich beteiligt ist der amerikanische Unschuld- und Sicherheitswahn.

So hat Papst Benedikt XVI. einen Titel abgelegt, den Päpste seit Jahrhunderten tragen, den Titel „Patriarch des Westens“. Das ist aber der einzige päpstliche Titel, den die russisch-orthodoxe Kirche überhaupt ertragen kann. Deshalb wird das von den Ortho-



■ Am 17. Mai 2007 feierte die russisch-orthodoxe Kirche die Wiedervereinigung nach knapp 90 Jahren Trennung. Der russische Präsident Wladimir Putin, der bei der Zeremonie zugegen war, gehört zu denen, die den Verhandlungsprozess zwischen den beiden Kirchen initiiert haben.

Die Vertreibung der Polen aus Moskau gilt als Rettung des orthodoxen Russlands vor dem Versuch, die ganze Orthodoxie dem römischen-katholischen Westen zu unterwerfen. Der Staat freilich feiert den 4. November als Tag der nationalen Einheit und Versöhnung. Auch hier zeigt sich aber, dass die nationale Wiedergeburt Russlands auf einer orthodoxen Grundlage erfolgt, mangels anderer Idee. Putin würde auch eine andere Idee nehmen, wenn er eine hätte, aber es gibt keine. Also ist die einzige Möglichkeit die orthodoxe Kirche.

Fehler des Westens

In der Diskussion um das Verhältnis von Staat und Kirche oder Staat und Religion spielt ein bestimmter Begriff eine Rolle, nämlich der der „spirituellen Sicherheit“. Im wörtlichen Sinn wacht ein orthodoxer

doxen auch als Schlag ins Gesicht empfunden, denn Moskau ist „Patriarch des Ostens“.

Schuld an den schwierigen Verhältnissen ist z. B. auch die Pipeline, die durch die Ostsee geführt werden sollte, an Polen vorbei nach Deutschland für die Energieversorgung. Dazu hat auch ein Kaczyński beigetragen. Hier müsste man Gespräche mit Polen führen und mit Russland, damit daraus keine Sicherheitsschwierigkeiten erwachsen, ansonsten wird es von Russland weiterhin als eine Demütigung des Staates aufgefasst, und es wird gegen Deutschland und Polen sein und gegen Europa.

Putin selbst hatte mehrmals offizielle Angebote gemacht, z. B. wollte er Deutschland als privilegierten Partner in der Energieversorgung sehen. Dieses Angebot wurde aber von Deutschland abgelehnt, weil man Angst hatte, zu sehr von der russischen Energieversorgung abhängig zu werden. Es wäre aber wahrscheinlich ein Mittel gewesen, um Frieden zwischen Deutschland und Russland bzw. Europa zu schaffen. Russland wollte auch bei Airbus einsteigen, Flugzeuge in Russland fertigen und gab die Zusicherung,

Religion als Spiegel der gesellschaftlichen Situation

Drei sehr unterschiedliche Beispiele von Religion und gesellschaftlichen Konflikten wurden den Zuhörern am Freitagnachmittag vorgestellt. Und doch zeigten alle drei, wie stark die Wechselwirkung zwischen gesellschaftlicher Situation und religiöser Verfassung ist. Ist die religiöse Zersplitterung in der Ukraine ein Abbild auch der

politischen Zerrissenheit des Landes, wie aus dem ersten Vortrag hervorging, so spiegelt im EU-Europa das politische Desinteresse an der Religion auch das Entschwinden des Christlichen. Doch Ökumene kann auch zum Aufbruch in ein neues politisches Gemeinwesen dienen, wie das dritte Beispiel des Nachmittags zeigt.

Ukraine: Konfessionen als Abbild der politischen Wirklichkeit

Referent: **Prof. Oleh Panchuk**

Direktor des Bukowina-Zentrums,
Czernowitz/Cernivtsi

„Seit der Ausrufung der Unabhängigkeit der Ukraine vor 17 Jahren ist die Religion ein wichtiges Element des politisch-gesellschaftlichen Lebens geworden, aber auch ein Feld der Auseinandersetzungen, die das Land erschüttern“, stellte Oleh Panchuk zu Beginn seines Vortrages fest. Um die Ursachen dieser Situation besser zu verstehen, müsse man in die Vergangenheit zurückblicken.

Die Ukraine habe ein vielfältiges geistliches Erbe, in welchem die christliche Tradition eine dominante Stellung besitzt. Das ukrainische Territorium war von der Einführung des Christentums 988 an ein Gebiet, in welchem sich die Einflüsse des Ostens (sowohl des muslimischen, als auch des byzantinischen) und des Westens (katholischen und protestantischen) verflochten und konkurrierten. Diese Konkurrenz rief viele Konflikte hervor und bis heute wirkende historische Kränkungen.

Die Kyiwer Kirche der ersten Jahrhunderte sei zwar dem Patriarchat von Konstantinopel unterstellt gewesen, so Panchuk, habe



sich jedoch durch große Offenheit auszeichnet angesichts von Kontakten mit dem lateinischen Westen, sogar noch nach der Kirchenspaltung 1054. Das nahm ein tragisches Ende im Jahr 1240, als die Mongolen Kyiw eroberten, die Stadt samt Kirchen in Brand steckten. – das bedeutete das Ende des Kiywer Fürstentums, welches in mehrere Kleinstaaten zerfiel. Allmählich begannen verschiedene Mächte ihren Einfluss auf die Kyiwer Nachfolgekirchen auszuüben, was eine Polonisation im Westen und Unterordnung unter die Moskowitische Orthodoxe Kirche im Osten zur Folge hatte. Moskau erwarb angesichts eines geschwächten

Byzanz den Status eines Patriarchats und stellte sich als Nachfolgerin der Kyiwer Kirche und als Drittes Rom im Weltchristentum dar.

Mit den imperialen Ambitionen Moskaus konfrontiert, entschieden sich die Bischöfe des Kyiwer Patriarchats, die weiter unter der kanonischen Jurisdiktion von Konstantinopel und der Staatshoheit Polens standen, sich Rom zu unterstellen. Die sogenannte Union von 1596 war nicht als eine Fusion der beiden Kirchen, sondern als eine Aussöhnung und Annäherung der slawischen Bischöfe an die katholische Kirche gedacht. Diese Union und die Schaffung einer neuen griechisch-katholischen Kirche wurden nicht von allen Fürsten und Gläubigen der orthodoxen Kirche wahrgenommen. Diesen gelang es 1620, eine parallele orthodoxe Hierarchie zu errichten und deren offizielle Anerkennung durch Polen durchzusetzen. So entstand eine konfessionelle Spaltung der alten Kyiwer Kirche in zwei Jurisdiktionen und der ukrainisch-weißrussischen Gesellschaft in zwei feindliche Lager. Diese Spaltung hatte enorme negative Folgen in den nächsten Jahrhunderten inklusive der neuesten Zeit.

Übernahme durch Moskau

1648 begann unter der Führung von Fürst Bohdan Chmelnytski der Aufstand der Kosaken gegen Polen, welcher letzten Endes mit der Übernahme der Zentral- und Ostukraine

Fortsetzung von Seite 13

dass die staatliche Fluggesellschaft nur noch mit Airbus fliegen werde. Auch dies wurde von Westeuropa abgelehnt. Putin sagte dann, welche Angebote können wir denn noch machen, uns in die europäische Politik und Wirtschaft zu integrieren, es wird ja alles abgelehnt!? Das ist der Grund, warum er sich jetzt abwendet. Russland ist stark, Putin hat Russland wieder auf die Beine gebracht: Die ungeheuren Schulden, die sie hatten, es waren mehrere 100 Milliarden, sind alle getilgt. Devisenvorräte sind genug da, Russland ist kreditwürdig wie kaum ein anderer Staat, und trotzdem wird es von uns immer noch als ein unsicheres, als ein Land der Armen angesehen, obwohl es zu den ganz reichen Ländern gehört.

Es gibt sehr wohl Hoffnung auf Besserung, obwohl alles gleichgeschaltet ist – Demokratie im westlichen Sinne gibt es nicht, alles ist unter Kontrolle, aber so ist Russland wieder hoch gekommen. Demokratie und Menschenrechte jedenfalls dürfen Russland

nicht von außen aufgedrückt werden; die Defizite und Gefahren müssen mit Fingerspitzengefühl und mit Verständnis für die Situation beklagt werden, nur dann wird sich auch manches ändern.

Andere Situation in der Ukraine

Am Ende seiner Ausführungen ging Diethard Zils kurz auf eine andere Situation in der Ukraine ein. In unmittelbarer Nachbarschaft Russlands gelegen, gibt es dort keine einheitlich dominierende Kirche, sondern von orthodoxer Seite her drei Kirchen: die ukrainisch-orthodoxe Kirche des Moskauer Patriarchats, die größte Kirche, daneben das Kiewer Patriarchat, ebenso orthodox, und die autokephale ukrainisch-orthodoxe Kirche. Weiterhin gibt es die große ukrainisch-unterstellte Kirche, die griechisch-katholisch ist, ohne die die Ukraine nicht wieder selbstständig geworden wäre. Und es gibt die römisch-katholische Kirche. Hier hat von vornherein der Staat eine freiheitliche Religionsgesetzgebung eingerichtet, und es gibt kein Gesetz, das eine Kirche bevorzugt behan-

deln würde. Doch funktionierte es immer wieder, die Kirchen zu instrumentalisieren und zu politisieren, also irgendeiner Politik zum Sieg zu verhelfen. Es ist nicht mehr gelungen, als dann die „orangene Revolution“ einen wirklichen Wendepunkt in der gesamten Ukraine bewirkt hat. Denn alle Kirchen haben darauf gedrängt, jetzt endlich die Realität anzuerkennen, das Wahlergebnis, die Demokratie zu akzeptieren, auch wenn es eben nicht im Sinne der russischen Option war. Es ist ein großer Fortschritt, was auch immer die Politik jetzt daraus macht. „Denn man kann ja immer seine Chancen auch verspielen.“

Eine solche Chance könnte, wie die anschließende Diskussion ergab, Europa darstellen, insofern es die enge Koalition zwischen ethnischer und konfessioneller Gebundenheit im osteuropäischen Raum aufsprengt und aufeinander hin öffnet. Wie die Geschichte zeigt, ist es meistens das Volk, das vor den Kirchenführern aktiv wird und Einfluss nimmt auf ihren Lauf.

Dr. Gertraud Heinzmann

durch den Moskowitischen Zar endete. Kurz danach ging auch die Kyiwer Metropole in die Jurisdiktion des Moskauer Patriarchats (1685) über. Seit dieser Zeit versuchte die russische staatliche und kirchliche Macht systematisch, beliebige Besonderheiten der ukrainischen orthodoxen Tradition auszurotten, das geistliche Leben der Gläubigen zu unifizieren, und die orthodoxe Kirche selbst in einen Bestandteil des staatlich-bürokratischen Mechanismus zu verwandeln und zur Russifikation der Ukrainer auszunutzen.

Mit noch größerer Hartnäckigkeit wurden diese Imperative der staatlich-kirchlichen Politik Russlands verwirklicht, als infolge der Abschwächung Polens die russische Monarchie ihre Macht auf neue ukrainische (westliche) Gebiete ausdehnte. Das bedeutete Repressalien gegenüber den Unierten und deren zwangsmäßigen Übergang in die russisch-orthodoxe Kirche.

Streben nach Unabhängigkeit

Erst 1919, nach dem Zerfall des zaristischen Russlands, entstand eine Bewegung für die Autokefalie des ukrainisch-orthodoxen Christentums, jedoch diese Bemühungen scheiterten an der Okkupation der Ukraine durch die bolschewistischen Truppen. Dagegen sahen in der Westukraine, die nach 1920 zu Polen gehörte, die Gläubigen die unierte, also griechisch-katholische Kirche als Symbol des alten ukrainischen Glaubens an. Das war eine Reaktion auf die russifizierende Rolle der orthodoxen Kirche im Osten der Ukraine.

Der unmittelbare Faktor, der die Entwicklung des geistlichen, aber auch des öffentlichen Lebens in der jetzigen Ukraine bestimmt, ist ohne Zweifel die Tragödie des 20. Jahrhunderts – einer Epoche des Terrors und der Gewalt. Schätzungsweise sind in der Ukraine etwa 17 Millionen Menschen ums Leben gekommen. Und besonders traurig ist die Tatsache, dass die meisten nicht in Kriegen oder anderen Konflikten starben, sondern infolge der Verwirklichung verschiedener kommunistischen Ideen. Da man in der Sowjetunion über diese Theorien weder öffentlich noch privat diskutieren konnte, sind die seelischen Wunden bis heute nicht ausgeheilt. Tiefe psychische Traumata erlitten die Verfolgten wie auch die Verfolger selbst. Gedemütigte Würde, zerstampfte Ehre, deformiertes Bewusstsein – das sind die Merkmale des sogenannten „homo sovieticus“, eines Typus, der das System, das ihn geboren hat, überlebte.

Einen wichtigen Bestandteil der blutigen Tragödie der Gewalt in der Ukraine stellte die absichtliche Verfolgung der Religion und Einbürgerung des Atheismus dar. Strebend

■ *Unter anderem stehen sich die Unierte und die Orthodoxe Kirche in der Ukraine unversöhnlich gegenüber und werden für politische Interessen vereinnahmt. Links ein Schaukasten einer griechisch-katholischen Kirche in Lemberg (L'viv), rechts eine orthodoxe Kirche in der Stadt Rivne.*



■ Von links: Bruder Wolfgang Köhler, Prof. Oleh Panchuk, Prof. Dr. Rudolf Grulich und Pfarrer Paul Magino (Moderator).

seine totalitäre Herrschaft zu festigen, konnte das kommunistische Regime Strukturen nicht dulden, welche andere, humanistische Werte vertraten.

Aber Ende der 80er Jahre begann die Perestroika von Gorbatschow. Der Austritt 1989 der griechisch-katholischen Kirche aus der Illegalität und die Schaffung der Gemeinden der Ukrainischen Autokefalen Kirche bedeutete den Verlust der monopolen Lage der russisch-orthodoxen Kirche, was interkonfessionelle Konflikte in der Ukraine auslöste.

Nach der Unabhängigkeit

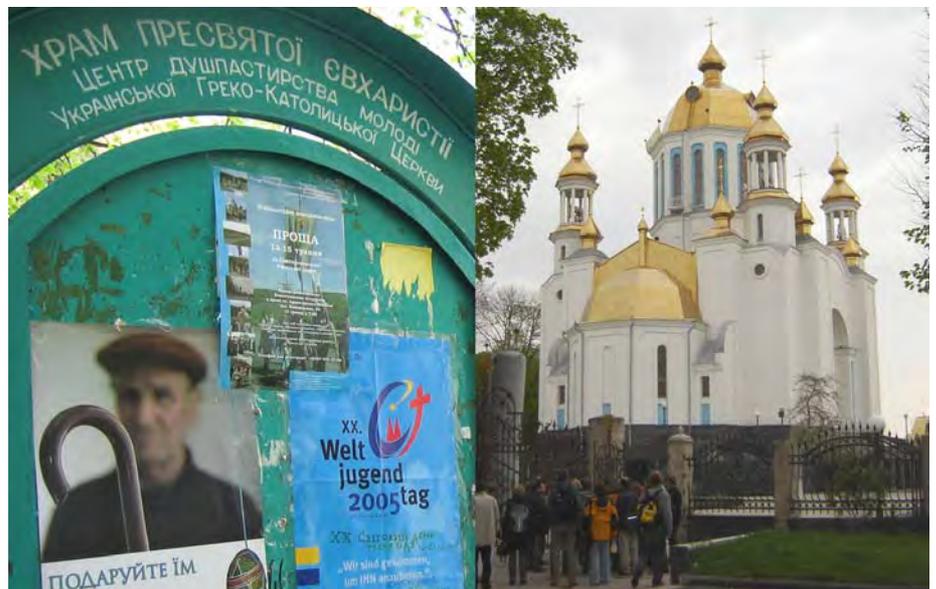
Die Ausrufung der Unabhängigkeit der Ukraine 1991 war ein Wendepunkt nicht nur im politischen Leben, sondern auch im Leben der Gläubigen. Die Zahl der Gemeinden wuchs in 20 Jahren von 6.200 auf 33.000. Die Ursache liegt darin, dass die ukrainische Bevölkerung sich immer durch ihre Religiosität auszeichnete. Während sich 1993 44 Prozent der Bevölkerung als Gläubige deklarierten – für sowjetische Verhältnisse ein sehr hoher Anteil – so sind es 2007 zwei Drittel.

Von den erwähnten 33.000 Gemeinden ist

rund die Hälfte orthodox. Jedoch gibt es eine tragische Spaltung, weil die Russische Kirche keine eigene ukrainische Kirche duldet. Dem Moskauer Patriarchat sind jetzt rund 11.000 Gemeinden mit etwa 9.300 Pfarrern unterstellt. Zu diesen Gemeinden gehören überwiegend russisch orientierte Gläubige, meist der älteren Generation, die an die dominierende Rolle des Russentums in allen Gebieten des ehemaligen Sowjetreiches gewöhnt sind, aber auch viele ukrainische Gläubige, für welche das Wort kanonisch (also Moskau) maßgebend erscheint.

Den anderen Teil der Gemeinden gehören zur neu gebildeten Ukrainisch-Orthodoxen Kirche des Kyiwer Patriarchats, etwa 3.800 Gemeinden und 2.800 Priester. Diese Kirche hat zurzeit keine Anerkennung seitens der anderen orthodoxen Kirchen und wird als nicht kanonisch angesehen, obwohl alle funktionierenden Kirchen vom Staat als legal betrachtet werden.

Diese Situation im religiösen Leben der Ukraine ist bloß eine Widerspiegelung der politischen Konfrontation zwischen Russland und der Ukraine. Schon seit der Ausrufung der Unabhängigkeit der Ukraine 1991 äußerte Russland Bestrebungen, in dem oder





■ Bei der „Orangen-Revolution“ 2004 bezogen auch die Kirchen massiv Stellung: die orthodoxen zugunsten des prorussischen Kandidaten Janukowitsch, die katholischen zugunsten des prowestlichen Juschtschenko, für den sich auch die Demonstranten im Bild stark machen.

anderen Maße wieder die Kontrolle über die Ukraine zu übernehmen. Um einen Übergang der Gemeinden des Moskauer Patriarchats zum Kyiwer Patriarchat zu vermeiden, was in zunehmendem Maße geschieht, werden die Gläubigen als Ketzer und sogar Verbrecher bezeichnet und sogar Schlägereien angezettelt. Natürlich verstehen die Leute im Kreml, wie wichtig es ist zu vermeiden, dass patriotisch gesinnte Personen in der Ukraine an die Macht kommen. Um das zu erzielen, sind nach

alter sowjetischer Sitte alle Mittel recht. So gibt es eine Reihe von Beispielen, bei denen sich die russisch-orthodoxe Kirche in politische Unabhängigkeits- bzw. Absetzbewegungen gewaltsam einmischte.

Beispiele für Religionskonflikte

Weitere Beispiele aus der schon unabhängigen Ukraine – z. B. Massenproteste der Gläubigen des Moskauer Patriarchats gegen den Besuch des Papst Johann-Paul II. in die Ukraine 2003; gegen die Errichtung einer grie-

chisch-katholischen Kirche in Kyiw (die alten sind zu klein geworden) gewaltsame Aneignung der Kirchen des Kyiwer Patriarchats – dort, wo die lokale Macht mit Moskau sympathisiert und dies nicht verhindert.

So nutzten Priester bei den Präsidentschafts- und Parlamentswahlen 2004 und 2006, die Altarbühne, um die Gläubigen zu belehren, der moskaukritische Juschtschenko sei ein Renegat der Orthodoxie, und die „Orangenen“ seien ebenfalls Gottlose. Tausende von Wahlflugblättern, die für die prorussische Partei plädierten, wurden in Kirchen nicht nur gelagert, sondern offen verteilt. Das Traurige sei, so Panchuk, dass auch wahre Ukrainer von den promoskowitischen Priestern irreführt wurden und auf Seiten der Feinde der Ukraine demonstrierten. Niemand könne dem ein schnelles Ende bereiten. Man hoffe, dass sich die Situation im Lande langsam, aber schrittweise verbessere. Die alte Generation, aufgrund von Mythen erzogen, verlässt allmählich das öffentliche Leben. Die neue Generation, obwohl im Kampf um das Überleben engagiert, beginnt zu verstehen, dass ihr Schicksal mit der Zukunft des Landes verbunden ist.

Abschließend stellt Panchuk fest: „Die sogenannte Ukrainisch-Orthodoxe Kirche ist eigentlich keine ukrainische Kirche, sondern eine Zweigstelle der Russisch-Orthodoxen Kirche, die die imperialistischen Ansprüche des Kremls bedient. In diesem Sinne kann man nicht ausschließen, dass weitere Konflikte religiöser Art in der Ukraine mit der Absicht ausgelöst werden, die politische Situation zu destabilisieren. Behüte uns Gott!“

Die europäische Union: Auf dem Weg zur Gleichgültigkeit gegenüber der christlichen Prägung

Referent: **Prof. Dr. Rudolf Grulich**

Direktor des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, in Nidda (Hessen) und Honorarprofessor für Kirchengeschichte an der Universität Gießen



Zu Beginn seines Überblicks über Religion und Gesellschaft in der EU stellte Prof. Dr. Rudolf Grulich fest: „Das Thema Religion und gesellschaftliche Konflikte ist schon oft in Gemen behandelt worden. Bevor ich ein Geländer in einzelnen Beispielen vorstelle, habe ich vor einen Gesamtüberblick über Religion in der EU zu geben.“

Neben den christlichen Konfessionen seien immer schon die Moslems und Juden im Gebiet der heutigen EU vertreten gewesen. So sei z. B. Polen vor dem Zweiten Weltkrieg der größte jüdische Staat der Welt gewesen. Auch die muslimischen Tataren seien in Polen alteingesessen. „Ich traf sogar vor dem Krieg in der islamischen Fakultät in Sarajevo einen Polen aus Danzig, einen Mos-

lem“, erinnert sich Grulich. Umgekehrt gebe es noch heute in der Türkei ein polnisches Dorf mit einem polnischen Bürgermeister, in dem auch bis 1855 der berühmte Schriftsteller Adam Mickiewicz gelebt habe. Damals sei die Türkei so tolerant gewesen, dass sie polnische Flüchtlinge aufgenommen habe, und auch das einzige Land gewesen, das die Polnischen Teilungen nicht anerkannt habe. Deshalb sei auch das katholische Land Polen für den EU-Beitritt der Türkei.

Christliches Europa?

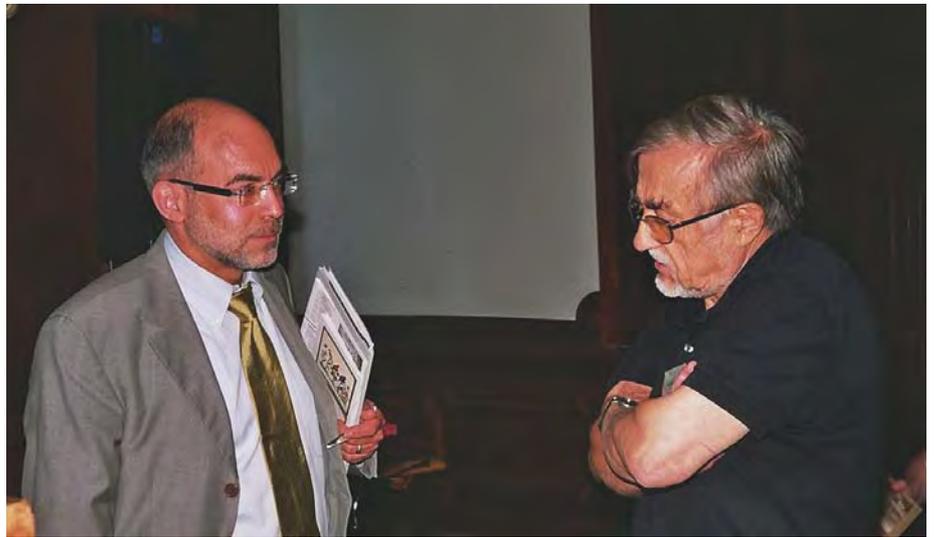
Die EU regle heute alles, sogar den Krümmungsgrad einer Gurke, aber die Religion sei in den 27 EU-Staaten bis heute nicht einheitlich geregelt. Es gibt 15 Staaten mit katholischer Mehrheit: Belgien, Frankreich, Irland, Italien, Litauen, Luxemburg, Malta, Österreich, Polen, Portugal, Slowakei, Slowenien, Spanien, Tschechische Republik, Ungarn; 7 Staaten mit einer kulturellen Tradition der Evangelischen Kirche: Dänemark, Estland, Finnland, Großbritannien, Lettland, Niederlande, Schweden; 4 orthodox geprägte Staaten: Bulgarien, Griechenland, Rumänien, Zypern; und schließlich Deutschland als Sonderfall mit einer Dreiteilung in Katholiken, Protestanten und Konfessionslose.

Allerdings stelle sich nach Ansicht Grulichs heute die Frage, ob diese Einteilung überhaupt noch etwas bringe. „Kann man noch von einem christlichen Europa sprechen?“, fragte er provokant. Der Begriff des „Kulturprotestantismus“ zeige schon, worauf es ankomme. Es gäbe noch Länder, die sich von der Kultur als sehr katholisch begreifen, aber nicht mehr von der Praxis des Glaubens her. „Wenn wir ganz ehrlich sind, haben wir in Europa nur noch sechs Länder, die von der Mehrheit der praktizierenden Gläubigen her katholisch sind, nämlich Irland, Malta,

Polen, Slowakei und vielleicht noch Slowenien.“ Besonders Malta, das kleinste Land der EU sei noch katholischer geprägt als Polen und Irland, was sich auch darin geäußert habe, dass nur 53 Prozent der Bevölkerung für den Beitritt in die EU waren, weil die Malteser Angst vor aufgezwungenen Regelungen wie Abtreibung und Ehe gleichgeschlechtlicher Partner hatten. Gründe, die nach Grulichs Einschätzung auch zur irischen Ablehnung des EU-Vertrages geführt hätten. Nach diesen Kriterien gebe es kein protestantisch geprägtes Land mehr, aber eine religiöse Prägung in allen vier orthodoxen Ländern.

Der Islam auf dem Vormarsch

„Was aber machen wir mit den vielen Moslems, die in manchen Ländern größere Minderheiten bilden, als andere Einwohner haben?“ Die EU drifte immer mehr zur Konfessionslosigkeit ab, und immer mehr Länder würden muslimisch geprägt. „Wenn heute in Berlin mehr Muslime freitags in die Moschee gehen als alle Christen zusammen sonntags in die Kirche – dann wird deutlich, dass Europa nicht mehr christlich ist.“ Im Übrigen seien die beiden größten christlichen Gemeinden in Berlin die polnisch- und die kroatisch-katholische Gemeinde. Wenn heute z.B. im kleinen Luxemburg mehr Muslime leben als Christen in Algerien, dann kann man zurecht behaupten, dass der Islam in wenigen Jahrzehnten mehr erreicht habe als die europäischen Christen in vier Jahrhunderten Kolonialgeschichte.



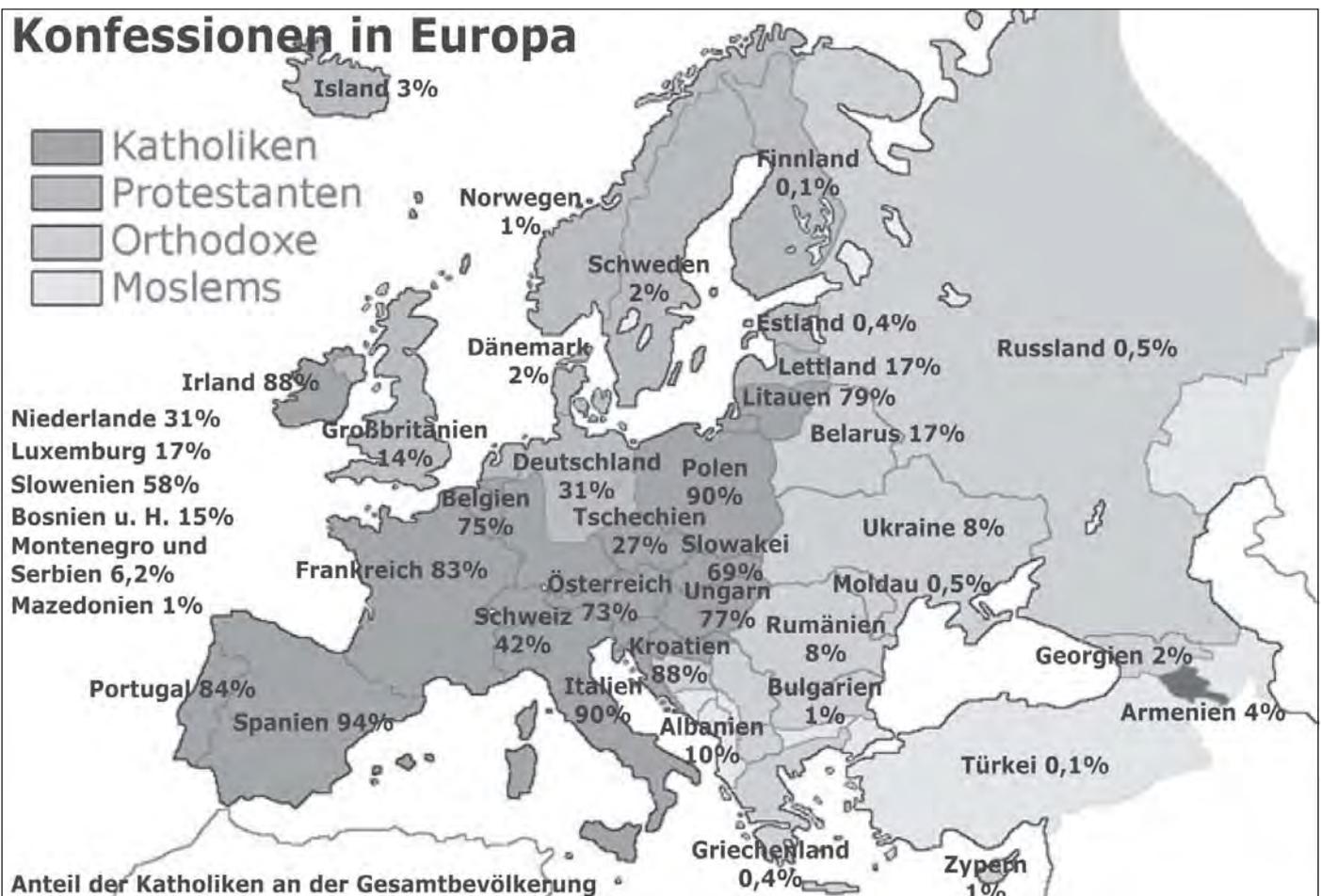
■ Prof. Dr. Dieter Bingen (li.) im Gespräch mit Prof. Dr. Rudolf Grulich.

Untätigkeit der EU

Bis heute sei über die vagen Aussagen zu Menschenrechten und Religionsfreiheit hinaus keine klare Rechtsstellung der Konfessionen in der EU erfolgt. „Wir haben heute noch Länder, in denen es Staatskirchen gibt, etwa Großbritannien: Da muss der Thronfolger anglikanisch sein.“ Würde er eine Katholikin heiraten, müsste er abdanken. Auch Griechenland habe bis heute eine Staatskirche. In Schweden habe es einst sogar die Regelung gegeben, dass jeder Neugeborene automatisch Mitglied der Staatskirche sei – auch ohne Taufe. Doch dort wie

auch in Dänemark und den katholischen Ländern Spanien und Italien sei die Staatskirche abgeschafft. Finnland habe zwei Staatskirchen: die lutherische und die finnisch-orthodoxe. Im Übrigen sei die orthodoxe Konfession in Europa auf dem Vormarsch. Allein in Deutschland gebe es inzwischen 16 orthodoxe Bischöfe.

Auf der anderen Seite gebe es streng laizistische Staaten in der EU wie Frankreich, die sich dagegen aussprachen das Wort „Gott“ oder die jüdisch-christlichen Wurzeln in die Verfassung aufzunehmen. Schließlich gebe es den Sonderfall Deutschland, in dem es



keine Staatskirche gebe, aber ein Staatskirchentum. „Das heißt dort, wo Staat und Kirche gemeinsame Interessen haben, wird eng zusammengearbeitet.“

Beim Thema „religiöse Konflikte“ müsse man sich die Frage stellen, ob die EU wirklich die Wertegemeinschaft sei, die sie sein wolle. Auf diese Wertegemeinschaft berufen sich auch Atheisten, wenn sie Argumente gegen den EU-Beitritt der Türkei suchten. „Es ist keine Wertegemeinschaft, wenn in manchen Ländern Fälle von Euthanasie möglich sind, für die Ärzte nach dem Krieg noch vor Gericht gestanden haben.“ Es sei auch keine Wertegemeinschaft, wenn von der Türkei verlangt werde, vor einem EU-Beitritt

die Vertreibung der Armenier aufzuarbeiten, wenn das von Polen, Tschechien, der Slowakei und Ungarn nicht verlangt worden sei, obwohl die Vertreibung der Deutschen 30 Jahre weniger zurückliege.

Auffällig sei außerdem, dass nur in Belgien, den Niederlanden und Deutschland die konservative Partei das Christliche in ihrem Namen trage. Zusammengeschlossen sind diese Parteien auf EU-Ebene als Volksparteien. So sei es auch kein Problem für die muslimisch-konservative Partei um den türkischen Ministerpräsidenten Erdogan sich mit ihrem Beobachterstatus dieser Fraktion anzugliedern. Begründung: Seine Partei sei so islamisch wie die CDU christlich sei.

lichen und der muslimischen Gemeinde auf dem Marktplatz getroffen und spontan ein Friedensgebet veranstaltet. Schließlich hätten alle bekannt: „Dieser Krieg ist nicht unser Krieg. Wir wollen hier in Frieden und Respekt miteinander leben.“ Das habe allen Scharfmachern gleich den Wind aus den Segeln genommen. So könnten ein paar Leute, die respektvoll und freundschaftlich miteinander umgehen in einem Stadtteil eine Atmosphäre schaffen. Als eines Tages eine Gruppe von Neonazis anreiste, um Stimmung gegen den Moscheebau zu machen, lehnten es selbst die „Stammtischverteiler“ ab, dass von außen Unruhe gebracht würde.

Begegnung und friedliches Nebeneinander

Neben der Moschee entsteht nun auch ein mit EU-Mitteln gefördertes Begegnungszentrum. Im Oktober findet die offizielle Einweihung der Moschee statt. Um sie zu finanzieren, hätten einige Mitglieder sogar ihre Grundstücke in der Türkei verkauft, erzählt Köhler, weil sie sich gesagt hätten: „Wir gehen nicht mehr zurück. Jetzt sind wir in Marxloh angekommen.“

Ein besonderes Erlebnis für Bruder Wolfgang war es, als er vom türkischen Fernsehen zum Moscheebau interviewt wurde, da er auch Türkisch spricht. Er schilderte die tiefen Wurzeln unter Tage, den Wunsch nach Offenheit zu anderen Bekenntnissen und stimmte dann ein in den Lobgesang eines islamischen Mystikers, in den er die vor Ort Anwesenden einbezog. Für Wolfgang Köhler ist es eine große Chance, im eigenen Stadtteil den Glauben der anderen erfahren zu können und selber für den eigenen Glauben Zeugnis abzulegen. Abschließend zitiert er Martin Buber in Bezug auf das Verhältnis von Juden und Palästinensern: „Wenn man das Nebeneinanderleben nicht kultiviert, müssen wir aufpassen, dass es nicht zu einem Gegeneinander wird. Es wäre besser, wenn es zu einem Miteinander würde.“

Adalbert Ordowski

Duisburg-Marxloh: Begegnung der Religionen schafft friedliche Atmosphäre

Referent: **Bruder Wolfgang Köhler**

Kommunität der kleinen Brüder Jesu, Duisburg

Wolfgang Köhler gehört zu der Gemeinschaft der Kleinen Brüder Jesu, die nach der Spiritualität Charles Foucaults lebt, in einer dreiköpfigen Gemeinschaft in Duisburg. Gegründet hat sie 1961 ein französischer Arbeiterpriester, der nach zwei Weltkriegen bewusst nach Deutschland kam, um hier Straßen zu fegen. Köhler selbst kam 1979 zu der kleinen Gemeinschaft und arbeitete im Kohlebergbau unter Tage. An seinem Arbeitsplatz seien Menschen aus der gesamten Türkei vertreten gewesen. Viele hätten erst hier tausend Meter unter der Erde ihr eigenes Land durch die Kollegen kennen gelernt. In den 1970er Jahren kam unter vielen türkischen Kollegen der Wunsch auf, einen Ort zu haben, an dem sie gemeinsam beten könnten. In der Kantine des ehemaligen Ledigenheims fanden sie diese Räumlichkeit. Mit Spenden von den Gemeindemitgliedern wurde dieser Raum gekauft und als Moschee eingerichtet.

Schlüssel zum Erfolg

Vorsitzende des Moscheevereins ist heute Frau Zülfiye Kaykin, die selber in Duisburg aufgewachsen ist. Inzwischen machen die Frauen in der Ditib-Gemeinde auf sehr taktvolle, aber geschickte Weise Politik. „Frauen als Mitglieder verändern die Mentalität“, lautet auch die Überzeugung von Frau Kaykin. Vor etwa zehn Jahren initiierte die Gemeinde einen Beirat mit allen gesellschaftlichen Gruppen im Stadtteil Marxloh: Kirchen, Parteien, Sportvereine etc.

■ *Als „Wunder von Marxloh“ wird bisweilen der Bau der Moschee und des Begegnungszentrums im Duisburger Arbeiterstadtteil Marxloh bezeichnet, an dem alle relevanten gesellschaftlichen Gruppen mitgewirkt haben. Im Oktober 2008 ist beides offiziell eröffnet worden.*



„Das war, glaube ich, der Schlüssel, warum wir in Marxloh die ganzen Problem, die in Köln und anderswo auftraten, gar nicht konnten“, glaubt Köhler. Außerdem sei es ein Glücksfall gewesen, dass es von den Menschen her zusammengepasst habe. So hätten sich zum Beispiel an dem Tag als der Irakkrieg begann und Spannungen im Stadtteil spürbar waren, ohne dass es abgesprochen war, Vertreter der katholischen, der evange-





■ Von links: Inga Bartke, Daniela Holler, Nina Henseler (Moderatorin), Mariana Mülling, Naemi Prager, Tadeusz Dacewicz.

Diplomaten des interkulturellen Austausches: Wie Jugendliche Religion im Ausland erfahren

Die Diskussion zum Thema „Wie Jugendliche Religion im Ausland erfahren“ gehörte zu den Mut machenden Veranstaltungen der letzten Jahre, durch die sich die Gementreffen gerade durch die Teilnahme auch jüngerer Frauen und Männer aus Ost-Mittel-Europa und Deutschland auszeichnen.

Moderatorin **Nina Henseler** hatte eine Reihe junger Erwachsener verschiedener Natio-



nen um sich versammelt, die interviewt wurden und über ihre Erfahrungen mit Religion im Ausland berichteten.

Die Reihe eröffnete **Inga Bartke** aus Wolfsburg. Ihre Familie hat litauische Wurzeln. Sie ist 19 Jahre alt und Schülerin. Und sie hat in der elften Klasse, also mit 16/17 Jahren ein Jahr in Malaysia verbracht. Wie kommt man darauf, in so jungen Jahren ein Jahr lang weit

weg von der Familie zu verbringen? Und warum gerade in Malaysia? Normalerweise, so Nina Henseler, gehen junge Leute nach Frankreich, Spanien oder in die USA.

„Ich bin insgesamt sehr interessiert an asiatischer Kultur gewesen“, sagt Inga. Sie hat sich dann über asiatische Länder informiert. Was sie an Malaysia interessant fand, war die ethnische Vielfalt dort. Malaysias Bevölkerung besteht laut Inga nur zu 50 Prozent aus Malaien. Der weitere, überwiegende Rest sind 30 Prozent Chinesen, zehn Prozent Inder. Fast alle Weltreligionen sind nebeneinander in diesem Land vertreten. Da erlebt man eine Moschee, einen Hindutempel, einen Buddhistentempel und eine Kirche, die nebeneinander stehen. Das hat Inga bewogen, dieses Land näher kennen zu lernen und zu entdecken.

Sich bedeckt halten

Sie hat in einer malaiischen, also in einer muslimischen Familie gelebt. Wie denn das Leben in solch einer Familie aussehe, wollte die Moderatorin wissen. Sie habe in einer relativ jungen Familie gelebt, sagt Inga. Die Eltern waren rund 30 Jahre alt. Sie waren aber dennoch sehr religiös, haben vier bis fünf Mal am Tag gebetet und alle muslimi-

schen Bräuche verfolgt. Ihre Gastmutter habe auch ein Kopftuch getragen und hatte ziemlich bedeckte Kleidung an. Bräuche, denen Inga ebenso folgen musste. Ein Kopftuch hat sie zwar nicht getragen, aber sie musste sich sehr bedeckt halten, obwohl es in Malaysia ziemlich warm gewesen sei. Es herrscht tropisches Klima, so dass man das ganze Jahr über um die 30 bis 40 Grad hat. Und trotzdem sie auf diese kleine Etikette achten musste, fand sie es schön, dass die Familie auch auf Ingas Kultur eingegangen ist. Jedoch durfte sie innerhalb des Hauses kein Schweinefleisch essen oder Alkohol trinken. Doch außerhalb des Hauses durfte sie ihre Kultur schon ausleben. Doch die Erwartung, dass Inga auf die Familie eingeht, war ganz klar da. Was Inga auch tat. So habe sie freiwillig den Fastenmonat Ramadan mitgemacht. „Es war eine sehr interessante Erfahrung, sich dieser Kultur anzuschließen“, sagt die junge Frau. Man könne sich das zunächst gar nicht vorstellen, den ganzen Tag lang nichts zu trinken, vor allem bei dieser Hitze. Und das von 5 Uhr morgens bis 19 Uhr abends. Man müsse aber trotzdem voll einsatzfähig sein. Also normal zur Schule gehen, arbeiten. Die Menschen halten es aus.

Inga ist aber auch insgeheim auf andere Reli-



■ Das große Hindu-Fest „Deepavali“ verbrachte Inga Bartke während ihres Aufenthaltes 2006/07 bei einer befreundeten Familie. Die Aufnahme zeigt sie mit dem kleinen Sohn der Familie vor einem Hindutempel in Seremban (Kuala Lumpur). Insgesamt herrscht in Malaysia eine große Vielfalt an Religionen (Islam, Buddhismus, Hinduismus, Christentum).



gionen gestoßen. Sie hat sich mit dem Hinduismus und dem Buddhismus beschäftigt. Sie hat ein paar Wochen auch in einer indischen Familie gelebt. Was ihr als schöner Brauch in Malaysia besonders in Erinnerung blieb, ist der Brauch des „open house“ (offenes Haus). Während aller religiöser Feste, egal welcher Religion, steht das Haus offen. Während des Zuckerfestes beispielsweise darf jeder Mensch von der Straße ins Haus kommen, wird herzlich begrüßt und bekommt auch etwas zu essen. Sie war in sehr vielen Häusern bei ganz unbekanntem Menschen und wurde dort ganz herzlich empfangen.

Auf die Frage nach der Schule in Malaysia antwortete Inga, dass sie in einer gemischten Schule war. Also einer Schule, in der Malaien, Inder und Chinesen waren. Also auch Menschen verschiedener Religionen. Es gab zwei unterschiedliche Schuluniformen. Eine für muslimische Schüler, die sehr bedeckt war und auch ein Kopftuch beinhaltete. Und eine für die nichtmuslimischen Schüler. Jeden Morgen wurde ein muslimisches Gebet gesprochen, bei dem alle aufstehen mussten, um den Respekt vor dem muslimischen Glauben zu zeigen. In der Schule ist insgesamt kein Schmuck erlaubt. Religiöser Schmuck sei aber erlaubt. Zum Beispiel ein Kreuz oder ein Nasen-Piercing bei Hindus.

Auf die Erhaltung der Religion wird sehr viel Wert gelegt. Im Prinzip sei jeder Mensch in Malaysia religiös und gehöre auch einer Religion an, weil das politisch nicht anders gehe. Jeder müsse einer Religion angehören. Insgesamt ist Malaysia aber ein muslimisches Land.

Auf die Frage, was das eine Jahr für ihren eigenen Glauben – Inga ist katholisch – ausgemacht habe, antwortete sie, sie sei selbst etwas religiöser geworden. Weil sie von Menschen umgeben war, die alle einer Religion nachgehen. Das Thema Religion ist in Malaysia alltäglich. Christliche Feste, also Weihnachten oder Ostern, hat sie bei einer christlichen Familie verbracht. Sie war ziemlich oft in der Kirche, habe aber auch eine kritischere Ansicht ihrer eigenen Religion gewonnen, weil sie mit anderen Religionen in Berührung gekommen sei und dadurch eine objektivere Sicht auf ihre eigene Religion bekommen habe.

Mariana Mülling, 22 Jahre alt, aus Bonn, Studentin der Asienwissenschaften, war mit 17 Jahren drei Monate lang in Südafrika, in Johannesburg. Sie habe in erster Linie mit



ihrem Englisch weiter kommen wollen, sagt sie. Da standen einige Länder zur Wahl. Sie habe sich das Abenteuerlichste unter ihnen ausgesucht, sagte sie mit Hinweis auf die Kriminalität in Johannesburg.



Christen in kleineren Gruppierungen

Marianas Skizzierung Südafrikas in groben Zügen, wie von der Moderatorin gewünscht: der krassste Unterschied zu Deutschland ist der Gegensatz zwischen Schwarz und Weiß. Nach Abschaffung der Apartheid habe es eine Menge Einwanderung gegeben, so dass heute 80 Prozent der südafrikanischen Bevölkerung schwarz sei. In der Regel sei die schwarze Bevölkerung arm und die weiße Bevölkerung reich. Fast alle sind Christen. Allerdings in kleineren Gruppierungen. Es gibt Anglikaner, eine Zion-Kirche, die es nur in Südafrika gibt. Darin gibt es auch schwarze und weiße Kirchen. Wenn man als Weißer in eine schwarze Kirche geht, werde man zunächst nur angestarrt. Obwohl alle Christen seien, gebe es immer noch den tiefen Graben zwischen den Menschen. Von einigen der Gruppierungen hätten wir hier in Deutschland noch nie etwas gehört. Die vielen christlichen Gruppierungen unterscheiden sich meist in der Praxis der Glaubensausübung.

Ob das plakative Klischee der Gospel singenden Schwarzen stimme, fragte Nina Henseler Mariana. „Da ist was Wahres dran“, lautete die Antwort. Die schwarze Bevölkerung auch in Südafrika sei viel musikalischer als wir. Alle können tanzen und tun das gern. Das spiele im Gottesdienst eine Rolle. Was auch etwas mit den traditionellen Religionen in Afrika zu tun habe, bevor die ersten Missionare kamen. Tanz und Trance spielten damals eine Rolle. Und heute? Alle machen heute beim Gottesdienst mit. Keiner bleibe sitzen. Ihre Gastmutter ist Opersängerin. Zu Weihnachten wurde sie in einen Gottesdienst eingeladen, um „Stille Nacht“ zu singen. Schon bei der zweiten Strophe hielt es niemanden mehr auf den Sitzen. Alle sind aufgesprungen und haben mehrstimmig mitgesungen. Es sei beeindruckend, wie alle aus sich heraus gehen.

Die Rolle der Religion in der Schule beschreibt Mariana so: Aufgrund der vielen unterschiedlichen Konfessionen gab es keine Religionsunterricht. Es gab Inder und Muslime an der Schule. Südafrika ist ein Einwanderungsland für alle möglichen Kulturen. Einmal die Woche gab es aber eine Schulversammlung, wo gemeinsam ein schulspezifisches

Gebet gesprochen wurde. Eine schöne Erfahrung, sagt Mariana.

Von zuhause aus evangelisch, habe sie in Südafrika erfahren, dass man Glauben und Religion nicht in feste Formen gießen muss. Es gibt viele Möglichkeiten, religiös zu sein. Traurig gestimmt habe sie die Tatsache, dass, obwohl es im Christentum das Gebot der Nächstenliebe gibt, es in Südafrika so viel Gewalt gibt. So wurde die Apartheid ja auch von einer christlichen Regierung eingeführt.

Tadeusz Dacewicz aus Warschau hat 1989/90 in Deutschland Soziologie studiert. Er war damals 22 Jahre alt. Er hat dann in Polen, in Lublin, weiter studiert, übrigens mit Roman

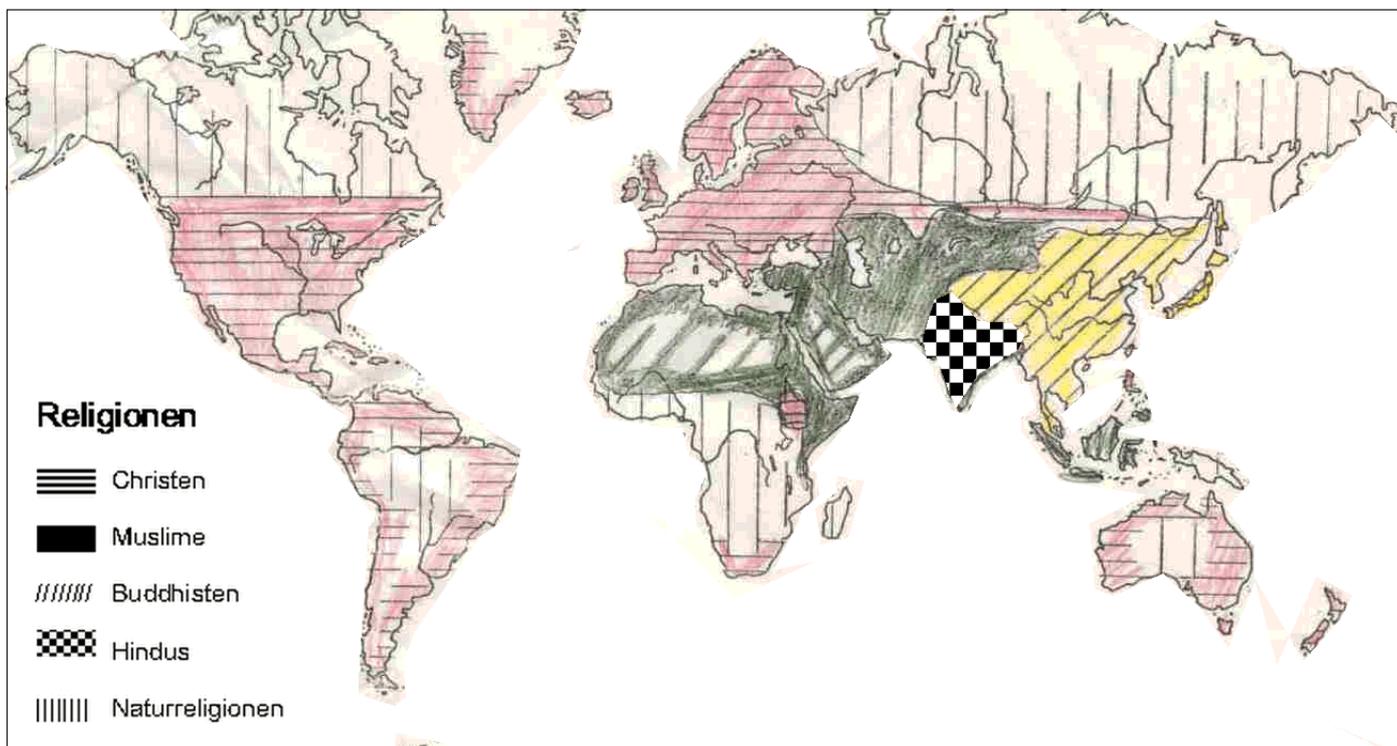


Deyna. Nach seinem Abschluss ist er wieder nach Deutschland zurückgekehrt, weil er an der Universität Osnabrück eine Stelle angenommen hatte.

Aus der geschlossenen in die offene Gesellschaft

Warum er mit 22 Jahren nach Deutschland gekommen sei, wollte Nina Henseler wissen. Tadeusz antwortete, er habe damals ein Stipendium von einer nichtstaatlichen Organisation bekommen, die die Verständigung zwischen Polen und Deutschland gefördert hat. Für ihn war es damals wie ein Ausbruch aus dem geschlossenen Land, dessen System sich damals schon dem Ende näherte. Für ihn war es die Erfahrung, von einer geschlossenen in eine offene Gesellschaft zu gehen.

Die Moderatorin beschrieb die Unterschiede der Religion zwischen Polen und Deutschland aus eigener Erfahrung so: auf ihrer ersten Danzigtagung zu Ostern habe sie ein Konzert auf dem Langen Markt erlebt, wo Hunderte von Jugendlichen ihre Religion gefeiert haben. Nina Henseler fragte Tadeusz nach seinen Erfahrungen, ob und wie er seine Re-



ligion ausgelebt habe. Den ersten krassen Unterschied habe er beim Besuch einer katholischen Messe erlebt, als er ein Mädchen als Ministrantin vor dem Altar gesehen habe. „Hier stimmt irgendwas nicht“, gibt er seine Gefühle von damals wider und erntet Erheiterung im Publikum. In Polen kannte er nur eine Konfession: die katholische. In Deutschland habe er Kommilitonen getroffen, die gesagt haben „Ich bin evangelisch“ oder „Ich bin katholisch“, so als ob sie sich vorgestellt hätten mit „Ich komme aus Berlin“ oder „Ich komme aus München“ – ganz selbstverständlich. Er nahm sich dann vor, die evangelische Religion näher kennen zu lernen. Und zwar auf ganz einfache Art und Weise: Indem er sich einer evangelischen Studentengemeinde angeschlossen habe. Bei den Treffen sei ihm aufgefallen, dass der Pastor wie ein Kumpel behandelt worden sei. Diese Lockerheit war für Tadeusz eine neue Erfahrung. Genau so, wie die Tatsache, dass die beiden Konfessionen friedlich zusammen leben.

Ob sich seine eigene Religion dadurch verändert habe, wollte Nina Henseler wissen. „Ich bin gläubig, ich bin auch religiös“, sagte Tadeusz. Diese neuen Erfahrungen hätten bei ihm, ähnlich wie bei Mariana, die Formen in Frage gestellt. Der Inhalt sei ausschlaggebend. Er habe aber auch ganz tief gehende Gespräche geführt. Die Leute, die sich als gläubig und religiös bezeichnet haben, haben das auch ernst genommen. Solch tief gehende Gespräche habe er in Polen selten geführt.

Institutionalisierte Formen des Glaubens

In Deutschland habe er zum ersten Mal institutionalisierte Formen des Glaubens erlebt. Zum Beispiel bei Tagungen an katholischen Akademien. Oder bei einer Tagung beim Bund katholischer Unternehmer, wo er Geschäftsleute erlebt habe, die sich um Firmenführung aus ethischer Sicht Gedanken ge-

macht haben. Auch das seien neue Erfahrungen gewesen. Ebenso wie der Satz, den eine Frau während einer Diskussion in der katholischen Akademie in Schwerte gesagt habe: „Die Kirche gibt uns keine Antworten auf die Probleme unseres Lebens.“ Ein Satz, der ihn tief berührt habe. Er gehe nach wie vor davon aus, dass wir in der Bibel unsere wichtigsten Lebenshinweise finden können. Die kritische Auseinandersetzung mit der Lehre der Kirche war für Tadeusz eben eine Erfahrung aus Deutschland. Die These, die Kirche habe keine Antworten auf Probleme sei für ihn damals geradezu ketzerisch gewesen. Doch die offene Art, auch von Bischöfen, damit umzugehen, sei eine Erfahrung, die ihn auch geprägt habe.

Weiter ging es bei den Interviews mit **Daniela Holler**, 18 Jahre alt, aus Erlangen. Sie war bis Mitte 2007 für ein Jahr in Ägypten



ten. „Ich wollte was sehen, was total anders ist, als das, was ich von daheim kenne“, begründet sie ihre Entscheidung für Ägypten. Sie lebte in einer muslimischen Familie.

Das Familienleben in ihrer ägyptischen Gastfamilie beschreibt Daniela so: Sie hatte drei Gastgeschwister. Die Gastschwester und ihre Gastmutter hatten ein Kopftuch auf. Im Großen und Ganzen war ihre Familie nicht großartig liberal, aber auch nicht total konservativ. Aber es gibt Regeln, an die man sich halten muss. Kontakte zu Männern waren ihrer Gastschwester untersagt. Beten und Fas-

ten gehörten natürlich zum Leben dazu. Gastvater und zwei Gastbrüder gingen regelmäßig in die Moschee.

Keinem Mann ins Gesicht schauen

Religion war ein wichtiges Thema. Auf die Frage, ob sie sich in die Familie integrieren musste, antwortete Daniela, sie habe kein Kopftuch tragen müssen und sie sei im T-Shirt herum gelaufen, jedoch habe sie kein schulterfreies oder ärmelloses T-Shirt getragen. Und lange Hosen habe sie ebenfalls getragen. Es wurde aber nicht viel von ihr erwartet, weil ihre Gastfamilie auf dem Standpunkt gestanden habe, Daniela sei ja keine Muslima. Jedoch habe sie keinen Alkohol getrunken und sich zurückhaltend verhalten, um keine Schande über die Familie zu bringen. Keinen Kontakt zu Jungen zu haben, war ungewohnt für Daniela schließlich sei doch die Hälfte der Bevölkerung männlich. Im Beisein anderer Mädchen hatte sie aber doch Kontakte zu Jungen. Auffallend sei, dass muslimische Frauen keinem Mann direkt ins Gesicht schauen, weil das als Provokation aufgefasst werden könne.

Die Frage, ob sie denn auch mal in Fettnäpfchen getreten sein, beantwortete Daniela so: „Gleich am Anfang bin ich morgens aufgestanden und bin im T-Shirt und Shorts am Frühstückstisch erschienen. Da bin ich natürlich gleich zurück gepfiffen worden.“ Ihre Gastmutter habe ihr dann aber erklärt, dass sie in Gegenwart von männlichen Muslimen, auch zuhause, lange Hosen zu tragen habe. Am Strand habe ihre Gastschwester sogar einen Taucheranzug anziehen müssen.

Juden und Christen werden eigentlich akzeptiert, sagt Daniela. Sie halten sich, wie die Muslime mit dem Koran, an ein Buch, also die Thora bzw. die Bibel. Daniela sagt, Muslime halten ihren Glauben für die verbesserte Version von Juden- und Christentum. Es ist



schwierig gewesen, von ihrem Standpunkt aus zu diskutieren. Man findet so schnell keine Argumente.

Auf die Frage, was der Aufenthalt in Ägypten für ihre eigene Religion bewirkt habe, gab Daniela offen zu: „Ich selber habe keine Religion.“ Es sei krass, zu sehen, dass in Deutschland Religion im Alltag so gut wie keine Rolle spiele, und im Taxi in Ägypten hört man im Radio den Koran. Man wird damit täglich konfrontiert. Der Alltag war sehr von Regeln bestimmt, damit die Muslime gute Muslime sind, die dann ins Paradies kommen würden. Sie habe damit nicht so gut umgehen können. Für sie habe es sich angehört, als ob Muslime die Regeln befolgen, um später Nutzen daraus ziehen zu können. Es hat sie in der Haltung bestätigt, keine Religion zu haben und sich auf ihr eigenes Gewissen zu berufen.

Naemi Prager aus Neuenstein ist 24 Jahre alt, ist Referendarin für Grund- und Hauptschullehramt für Deutsch, Kunst und evangelische Religion. Naemi war fünf Monate lang in Japan. Sie hat dort einen Kurzzeit-Missionseinsatz absolviert. Sie wollte die Zeit zwischen Studienabschluss und Referendariat sinnvoll nutzen. Eine Freundin habe bereits einen Missionseinsatz hinter sich. Naemi



entschied sich, das ebenfalls zu machen. Also etwas zu tun, was für sie, aber auch für andere gut ist. Und etwas, was auch Gott gut findet, wenn sie es macht. In Japan hat sie bei Missionaren in der Kirche gewohnt. Naemi hat ihnen bei den anfallenden Aufgaben geholfen. Viel gekocht, Geschirr gespült, bei Kirchenveranstaltungen auf Kleinkinder aufgepasst. Englisch habe sie ebenfalls unterrichtet.

■ *Daniela Holler besuchte während des Austauschjahres auch die Familie des Hausmädchens ihrer Gasteltern aus Kairo, die dort in sehr einfachen Verhältnissen auf dem Lande leben.*

Die Gesellschaft zählt, nicht das Individuum

Japan hat eine etwas größere Fläche als Deutschland, dafür aber viel mehr Einwohner. Die wohnen auf gerade mal 13 Prozent der Fläche Japans. Dadurch ist alles sehr dicht gedrängt, was man auch in der Gesellschaft wiedererkennt. Nicht das Individuum zählt, sondern die Gesellschaft, die Familie. Dazu trägt auch Religion bei. Es gibt den Buddhismus und den Shintoismus, die die wichtigsten religiösen Pole sind, erklärt Naemi. Es werde kein reiner Buddhismus praktiziert. Es fließen viele Traditionen hinein. Shintoismus ist Natur- und Ahnenglaube, in dem man die Verstorbenen anbetet und Opfer bringt, damit sie in der von Dämonen beherrschten Geisterwelt ein besseres Leben haben. Und, damit sie nicht als böse Geister auf die Erde zurückkehren.

Zurzeit passt das Christentum sehr gut in das Bild von Japan hinein, weil in Japan nicht verboten ist, zu missionieren. „Die sind offen

für alles“, sagte Naemi. Zudem findet in Japan ein gesellschaftlicher Umbruch statt. Die jüngere Generation will den Druck nicht mehr mitmachen. Sie versucht, auszubrechen und sucht nach neuen Werten und Impulsen und ist ziemlich orientierungslos. Junge Japaner wenden sich häufig an Sekten. Sie sind aber auch für das Christentum zunächst einmal offen. Hinzu kommt aber, dass Japaner von ihrem Weltbild her Religion und Werte anders ansehen als wir. Für uns ist das Christentum entweder wahr oder falsch. Entweder es gibt Gott oder nicht. Das sehen Japaner nicht so. Da ist Wahrheit eher so etwas Fließendes. Japaner haben keine Probleme damit, Christentum in ihren „Religionsmischmasch“, wie ihn Naemi nennt, zu integrieren. Bis sich Japaner wirklich entscheiden, nur Christen zu sein und nicht mehr in den buddhistischen Tempel zu gehen oder die Ahnen anzubeten, das dauert sehr lange.

„Mir ist bewusst geworden, wie viel Freiheit im Christentum steckt“, bilanziert Naemi die fünf Monate Japanaufenthalt. Die Regeln, die es im Christentum durchaus gebe, seien nicht dazu da, das Individuum einzuschränken, sondern sollen Lebenshilfe sein. Der Aufenthalt sei gerade am Anfang eine Herausforderung gewesen. Aber: „Was gleich geblieben ist, war Gott und der Glaube, und das hat mir Halt gegeben.“

Angeregte Diskussion mit dem Publikum

An die Interviews schloss sich die Fragerunde an. Eine Einladung, die das Publikum gern wahrnahm.

Die Frage, in welcher Sprache die jungen Leute während ihrer Auslandsaufenthalte den Unterricht erlebt haben, beantwortete Daniela, sie habe Unterricht auf Englisch bekommen. Gastvater und -schwester haben englisch gesprochen. Bei Inga war der Unterricht auf Malaiisch, aber Naturwissenschaften wurden in englischer Sprache unterrichtet.

■ *Japan, Land der Gegensätze – modernes Wohnen, Zeugnisse alter Kultur – Straßenzug in Kyoto.*



tet, Malaysia sei ehemalige britische Kolonie und habe das Schul- und Verkehrssystem übernommen. In der Familie habe sie versucht, malaiisch zu sprechen.

Daniela war auf eine Privatschule. Mit Muslimen und Christen. Von Benachteiligungen von Christen habe sie wenig mitbekommen. Die Frage an Naemi, wie es mit Mischehen ausgesehen habe, also mit Ehen, in denen die Partner unterschiedliche Religionen haben, beantwortete sie mit dem Beispiel eines japanischen Paares. Die Ehefrau ist Christin, er nicht. Sie seien aber sehr gebildet und würden versuchen, sich vom gesellschaftlichen Druck zu lösen. Sie kommen gut damit klar, dass der andere eine andere Religion hat. Der Mann ist offen für christliche Werte, habe deshalb keine Probleme damit, wie die Kinder erzogen werden sollen.

Aus dem Plenum erzählte Wim van der Linden mit Blick auf die Erfahrungen, die Tadeusz Dacewicz vor Jahren bei seinem ersten Aufenthalt gemacht hat, von seine Erfahrungen 1972 in Danzig. Einer Stadt, in der er die Sprache nicht verstanden habe. Es sei befremdlich gewesen, dass der Priester während der Kommunion ihm die Hostie nicht in die Hand gegeben habe, sondern gewartet habe, bis er Wim die Hostie auf die Zunge legen konnte.

Über den Tellerrand hinaus geschaut

Daniela erklärte, sie habe über den Tellerrand hinaus schauen wollen, als sie sich für den Auslandsaufenthalt entschieden habe. Es gebe Organisationen, die einem dabei helfen. Mariana sagte, sie habe den Eindruck, dass wir hier in Deutschland auf einem sehr kleinen Teil der Welt leben. Sie empfehle jedem, sich damit zu beschäftigen, dass das Leben und die Religion komplett anders seien können.

Naemi sagte, ihr habe geholfen, dass die Organisation, durch die sie den Aufenthalt bekommen habe, sie mental auf die fünf Monate Japan vorbereitet habe. Und sie habe sie auch danach begleitet.

Inga stellte den American Field Service (AFS) vor, der seit über 60 Jahren in Deutschland arbeitet. Rund 50 Länder arbeiten mit AFS zusammen. AFS fördert den interkulturellen Austausch und soll auch zum Weltfrieden beitragen. Die Austauschschüler seien so etwas wie Diplomaten, die zum interkulturellen Austausch beitragen sollen.

Auf die Frage, wer die Aufenthalte finanziere, antwortete Naemi, sie habe ihn selbst tragen müssen, sei aber von vielen Menschen aus ihrer Gemeinde unterstützt worden. Marianas Aufenthalt in Südafrika haben ihre Eltern bezahlt. Und ihren Chinaaufenthalt bezahlt die chinesische Regierung. Inga und Daniela haben beide ein Stipendium bekommen. Im Fall von Tadeusz haben andere deutsche Studenten seinen Aufenthalt mitfinanziert. Nach der Wende ist in Polen eine Organisation entstanden, wodurch polnische Studenten den Aufenthalt deutscher Studenten in Polen mitfinanzieren.

Brigitte Ordowski erzählte von den Erfah-

rungen, die sie mit den Auslandsaufenthalten ihrer Kinder Regina, Ulla und Adalbert, organisiert von AFS, gemacht haben. Adalbert war in Kolumbien, seine Schwestern in den USA. Sie waren jeweils ein Jahr lang dort. Ihre Eltern zahlten zwischen 6.000 und 8.000 DM dafür. Versicherungen und Reisen sind darin enthalten. Ordowskis selber haben auch Studenten aufgenommen. Für ein Jahr einen Gast aus Jamaika und für ein Jahr einen Japaner. Es gab keine Organisation, sondern das Engagement der Familie Ordowski. Als Beitrag für den Frieden, sagt Brigitte Ordowski. Es seien interessante Erfahrungen gewesen.

Aus dem Plenum kam die Frage, ob es den jungen Leuten während ihrer Aufenthalte deshalb so gut gegangen sei, weil alle Religionen die Menschlichkeit als Richtschnur haben. Naemi antwortete darauf. Ihrer Meinung nach sei nicht das oberste Ziel des Christentums die Menschlichkeit oder die Nächstenliebe, sondern, Gott zu kennen und in welcher Form auch immer irgendwie mit ihm zu leben und für ihn zu leben. Und daraus ergibt sich, dass sie versuche menschlich zu sein und zu anderen gut zu sein. Oberstes Ziel des Buddhismus sei die Erleuchtung. Also, Leid und Menschlichkeit zu überwinden. Ein Weg dahin kann sein, anderen zu helfen.

„Erfinden“, um Menschen Halt zu geben

Mariana sieht es aus der wissenschaftlichen Perspektive. Alle Religionen seien entstanden, weil die Menschen Schwierigkeiten mit ihrem Leben hatten. Sie mussten zum Beispiel erklären, warum ein Mensch stirbt, warum wir krank werden. Religionen seien „erfunden“ worden, um den Menschen Halt zu geben. Für Mariana wäre es das Paradies auf Erden, wenn es keine Religion mehr gäbe. Wenn es nicht mehr notwendig wäre, gewisse Riten auszuführen. Und wenn die Menschen einfach nur gut wären füreinander.

Naemi sagt dazu, Religionen geben wichtige Antworten auf Fragen, wie den Tod.

Pater Diethard Zils sagt, Religion sei eine menschliche Antwort. Aber eine Antwort auf etwas, was ihn anspreche. Es sei ein Mysterium, von dem er sich angesprochen fühle. Und von dem alle Menschen angesprochen würden. Und dann geben sie darauf eine Antwort. Und die sei unterschiedlich, weil die Menschen unterschiedlich sind. Religionen seien so etwas wie Bündelung solcher Antworten. Er sehe eine Gleichberechtigung der Religionen. Jede Religion sei etwas Eigenes.

Moderatorin Nina Henseler knüpfte noch mal an das Thema Religionskonflikte an und sprach Inga direkt an, ob in Malaysia nicht Muslime bevorzugt würden. Inga bestätigte das. Muslime hätten auch politisch einen Sonderstatus, sie würden bevorzugt. Inder und Chinesen, die zum Islam konvertieren, um mehr Rechte zu haben, haben nicht die gleichen Rechte wie die Malaien. Inga wurde als etwas Besonderes betrachtet. Aber Menschen in Malaysia, die andere Religionen haben, leben ihre Religion eher unter unterdrückten

Umständen. Zwar dürfen Christen Kirchen bauen. Die dürfen aber nicht wie Kirchen aussehen, sondern wie normale Häuser. Aber alte Kirchen aus der Kolonialzeit bleiben stehen, weil sie zum Teil auch unter Denkmalschutz stehen. Es gibt also auch Spannungen zwischen den Religionen. Trotz des Prinzips des „offenen Hauses“. Die erste Frage, die man gestellt bekommt ist: „Welcher Religion gehörst du an?“ Man werde in Schubladen gesteckt. So dass Inder und Chinesen, die selber Christen sind, einen Christen besser verstehen und ihm näher stehen als ein Muslim.

Keine Religion zu haben, würde niemand verstehen

Auf die Frage aus dem Publikum, ob Daniela es als Atheistin leichter gehabt habe, antwortete Daniela ehrlich: „Wenn mich zum Beispiel im Taxi jemand gefragt hat, welche Religion ich habe, habe ich geantwortet, ich sei Christ.“ Keine Religion zu haben, würde niemand verstehen. Der Gedanke sei, wenn man sterbe, komme man ja nirgendwo hin. Sie glaube zwar an Gott. Aber sie habe in Ägypten miterlebt, wie es ist, wenn man gegen seinen Willen handelt, nur weil es die Religion vorschreibt und man selber sich in das System reinquetscht.

Aus ihrer Erfahrung in Malaysia konnte Inga berichten, dass darauf bestanden wird, dass derjenige, der eine muslimische Person heiraten möchte, zum Islam konvertieren müsse. Wenn ein Muslim versucht, aus seiner Religion auszutreten, bekomme er im Staatssystem einen anderen Status. Er verliert den Wert oder das Gesicht, wie es Asiaten bezeichnen würden. Im Gegensatz dazu erzählte Inga, wie sie erlebt habe, wie rund 70 Hindus und Buddhisten, auch ältere Menschen, zum Christentum übergetreten seien.

In Japan aus dem Schintoismus zum Christentum zu konvertieren, sei nicht einfach, erzählt Naemi. Weil die Kinder gehalten sind, für ihre Eltern zu beten, wenn diese verstorben seien. Wenn sie es nicht tun, sind die Eltern in einer schlechten Position, weil sie ein schlechteres Leben nach dem Tod haben. Niemand bringe für sie Opfer.

Die Frage, wo Religion im polnischen Alltag vorkomme und ob es Unterschiede zum deutschen Alltag gebe, antwortete Tadeusz so: Was ihn bei seinem ersten Aufenthalt in Deutschland – genauer: bei einer deutschen Familie im Sauerland – erstaunt habe, sei die Tatsache gewesen, dass in einer modernen säkularen Gesellschaft vor dem Essen gebetet werde. In Polen werde das eher seltener praktiziert. Bei einer solchen Massenreligiosität in Polen werde man praktisch Christ nur am Sonntag, und montags fängt das Leben an. Eine weitere interessante Erfahrung sei die Tatsache gewesen, dass man Kirchensteuer zahlen müsse, also sich erkläre, für seine Religion Steuern abzuführen. „Ich würde mir wünschen, dass wir in Polen auch solch eine Kirchensteuer einführen“, sagte er etwas provokativ. Dadurch würde vielleicht verifiziert, dass es in Polen 99 Prozent Katholiken gibt.

Arndt Brede



■ Von Links: Issa Hanna, Andreas Fast, Adalbert Ordowski (Moderator), Dr. Svetlana Jebrak, Kasm Cesmedji.

Religion als Ursache für Migration

Wie erleben Migranten Religion in Deutschland? Das war eine Frage, die am Freitagnachmittag zur Sprache kam. Dabei wurde das Gespräch mit vier Personen gesucht, bei deren Auswanderung nach Deutschland ihre Religion eine wichtige Rolle spielte. In einer Podiumsrunde, die von Adalbert Ordowski moderiert wurde, schilderten sie kurz ihren persönlichen Hintergrund und ihre aktuelle Situation. Anschließend hatten die Zuhörer Gelegenheit, mit einem der Referenten in einzelnen Arbeitskreisen ins Gespräch zu kommen. Aus den positiven Rückmeldungen vieler Teilnehmer lässt sich schließen, dass sich in allen vier Arbeitskreisen ein sehr intensives Gespräch entwickelte und viele Teilnehmer neue Einblicke in die Situation der Betroffenen gewannen. Diese Intensität lässt sich in der Zusammenfassung leider nur begrenzt wiedergeben. Aber auch die reinen Fakten geben schon einen Einblick in die Vielfalt des Zusammenhangs von Religion und Migration.

Als Gesprächspartner standen zur Verfügung: Dr. Svetlana Jebrak, Frankfurt am Main – Jüdin aus der Ukraine

Issa Hanna, Augsburg – Assyrisch Demokratische Organisation

Andreas Fast, Münster – Russlanddeutscher, Pastor einer evangelischen Freikirche

Kasm Cesmedji, Solingen – Muslim von der Minderheit der Roma aus dem Kosovo

Jüdin aus der Ukraine

Dr. Svetlana Jebrak wurde 1974 in der Ukraine geboren. Ihre Familie wanderte nach Deutschland aus, wo Juden auf Antrag eine dauernde Bleibe gewährt wurde. Ein entscheidender Grund für die Auswanderung



war die Gesundheit der Kinder – die Tschernobyl-Katastrophe lag nur einige Jahre zurück – sowie die Zugehörigkeit zum jüdischen Volk. Glaubensfreiheit bestand in ihrem Geburtsland nicht, das jüdische Brauchtum wurde jedoch durch ihre Großeltern weitergegeben. Sie hat sich hier in Deutschland eine Existenz aufgebaut und fühlt sich in ihrer neuen Wahlheimat wohl. Svetlana Jebrak appellierte an die Zuhörer, den Dialog fortzuführen, er dürfe nicht einschlafen.

Dass sie sich hier wohl fühlen, könne man allerdings nicht für alle Juden feststellen, die aus Russland und anderen östlichen Ländern nach Deutschland gekommen sind. Sie täten sich schwer bei der Integration und der eigenen Entfaltung, so Svetlana Jebrak. In den Gemeinden fänden sie nicht das gewohnte Brauchtum, da sie einer anderen Entwicklung und Denkweise entstammten. Sie fänden nur schwer Zugang zu den hier lebenden Juden des „Westens“.

Es gäbe heute in Deutschland zwei Glaubensrichtungen, die orthodoxen und liberalen. Die eingewanderten Juden aus Russland hätten eine Umorientierung in den Gemeinden ausgelöst und so zeigten sich neue Entwicklungen und neue Strukturen. Das gehe aber nicht reibungslos vonstatten. Im Vergleich zu der Zeit vor der Wende 1989, als in Deutschland kaum noch Juden lebten, habe sich die Situation durch den Zuzug erheblich verändert. Heute mit rund 280.000 Juden in Deutschland zeige sich ein vermehrtes Selbstbewusstsein, das sich auch in der deutschen Gesellschaft widerspiegele.

Assyrischer Christ aus dem Irak

Issa Hanna stammt aus dem Irak, dem antiken Assyrien, gelegen zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris und die Wiege des Christentums. In Antiochia wurde der Apostel Paulus geboren. In diesem Landstrich leben heute verschiedene christliche Konfessionen. Durch Ansiedlung verschiedener Volksgruppen und durch politische Einflüsse gab es eine Zersplitterung der christlichen Kirche. Im Laufe der Geschichte wurde das Christentum durch den Islam verdrängt und ist bis heute bedroht. Außer-

dem wurden die Anhänger der christlichen Religion durch Kriege und Massaker stark dezimiert. Im letzten Jahrzehnt sind aus dem Irak etwa 4,5 Millionen Menschen geflüchtet, die Hälfte davon Christen. Nach Deutschland kamen zirka 120.000 Migranten. Issa Hanna gehört der syrisch-orthodoxen Kirche an, studierte zunächst in Syrien Theologie und bekam dann die Chance, in Deutsch-



land das Studium fortzusetzen. Er ist danach in Deutschland geblieben und in Augsburg ansässig geworden. Dort hat er einen assyrischen Verein gegründet und arbeitete als Lehrer, und zwar in seiner Muttersprache unter anderem als Religionslehrer. Der Verein leistet Hilfestellung für Migranten aus seiner Heimat. Es gibt in Augsburg seit 30 Jahren eine gut organisierte Gemeinde. Er selbst und seine Landsleute fühlen sich hier heimisch. Issa Hanna ist sehr froh darüber, dass die assyrische Exilkirche europaweit inzwischen gut aufgestellt ist. So gibt eine Diözese in Deutschland und auch in anderen europäischen Ländern. Allein in Deutschland bestehen 55 Gemeinden in 80 Städten. Eine wichtige Aufgabe der Gemeinden sieht er darin, die in der Heimat verbliebenen Christen ideell und materiell zu unterstützen, da sie vom „Westen“ kaum wahrgenommen würden.

Moslem aus dem Kosovo

Besonders viele Jugendliche scheinen sich in dem gut besuchten Arbeitskreis für das Schicksal des muslimischen Roma aus dem Kosovo zu interessieren. **Kasm Cesmedji** ist 23 Jahre alt und studiert in Münster Sozialwissenschaft und Geschichte auf Lehramt. Im Arbeitskreis berichtet er zunächst von der Nacht- und Nebelaktion seiner Flucht. Es waren nicht die religiöse Verfolgung, sondern die bürgerkriegsähnlichen Zustände, die ihn und seine Familie vor 17 Jahren dazu

veranlassten, aus dem Kosovo zu fliehen. Über die religiöse Zusammensetzung im Kosovo kann Cesmedji berichten, dass der Anteil der ethnischen Minderheiten zugunsten der Kosovo-Albaner von 1981 bis 2000 abgenommen hat – und zwar von 22 auf 5 Prozent. Er betont, dass die Identifikationsmechanismen sich bei diesen Gruppierungen unterscheiden würden: Während die



Kosovo-Albaner sich über ihre gemeinsame Religion definierten, seien für die Minderheiten ihre eigene Sprache und Kultur zur Identitätsstiftung von immenser Bedeutung. Eigene Bräuche würden seit Generationen gepflegt, auch wenn sie in der Konsequenz negative Auswirkungen haben können (Heiratspolitik, Nicht-Zugang zu Schulbildung etc.). Diese seien weitaus wichtiger als die Religionsausübung selbst, die oft ein Mix aus verschiedenen Glaubensrichtungen sei, so dass etwa Georgstag und Zuckerfest gemeinsam gefeiert würden.

Bei Roma im Ausland lasse sich aber eine umgekehrte Entwicklung feststellen. Ihr Selbstbewusstsein steige und dabei würden sie sich nun für politisch positive Entwicklungen öffnen. Roma im Ausland hätten nicht mehr den „Druck zwischen den Stühlen zu sitzen“ und sich über eine eigene Sprache definieren zu müssen. Cesmedji verweist dabei auf seinen eigenen Werdegang: Aus einer Akademiker-Familie stammend, war ein Studium für ihn nie utopisch. Neben Türkisch-Unterricht besuchte er auch freiwillig den katholischen Religionsunterricht an seiner Schule – eine Extra-Arbeit, die ihn nach eigener Einschätzung toleranter gegenüber seinen Mitmenschen gemacht hat. Zwischen zwei Welten aufgewachsen, teilt er das Schicksal vieler Kinder der Migranten-Generationen in Deutschland: Weihnachten und Ramadan zu feiern, stellt für ihn keinen Widerspruch dar.

In Deutschland ergehe es den Roma-Muslimen größtenteils nicht anders als den „normalen“ Muslimen, weiß der junge Student zu berichten. Begeistert erzählt er dem Arbeitskreis von der Düsseldorfer Roma-Moschee, die auch anderen Ethnien wie Türken und Albanern offen stehe und in der der Imam in bis zu fünf Sprachen vorbete – ein Beispiel für die religiöse Gemeinschaft. Allerdings, so bemerkt Cesmedji nicht ohne Enttäuschung, schrumpfe die Roma-Gemeinde wegen der drohenden und vollzogenen Abschiebungen stetig.

Abschließend berichtete Cesmedji abgeklärt über seinen aktuellen Status in Deutschland: Obwohl er das Abitur in Deutschland abgelegt hat und hier studiert, ist Cesmedji

kein Bildungsländer. Dieser Status steht nur EU-Flüchtlingen zu, Kosovo-Flüchtlinge würden lediglich langfristig geduldet. Es bestehe keine Chance, diesen Status zu ändern. Obwohl ständig die Abschiebung droht, muss sich Cesmedjis Familie (zur Erinnerung: seit 17 Jahren in Deutschland wohnhaft und arbeitend!) in regelmäßigen Fristen bei der Ausländerbehörde melden. Sonst kann es passieren, dass die Abschiebung sogar sofort eintritt.

Die Gesetzesänderung von 2006, langjährig geduldeten und integrierten Flüchtlingen einen Aufenthaltsstatus zu gewähren, greife bei den Roma aus dem Kosovo nicht, so Cesmedji. Nicht nur, weil es Roma-Muslimen nahezu unmöglich ist, die Voraussetzungen eines serbischen Passes zu erfüllen. Könne der Flüchtling diesen aber doch vorweisen, gäbe es auch ein Land, in das er abgeschoben werden kann. Weiterhin wird seit 2006 wirtschaftliche Unabhängigkeit verlangt. Dabei schließe der Duldungs-Status aber die Schulpflicht aus und eine Arbeitsaufnahme sei nahezu unmöglich: vor den Flüchtlingen würden zunächst alle anderen Ausländer berücksichtigt ganz gleich, um welche Arbeit es sich handle – ein echter Teufelskreis. Cesmedji selbst hat seit sechs Monaten eine befristete Aufenthaltserlaubnis, rechnet sich aber keine Chancen aus, jemals den von ihm angestrebten Beruf des Lehrers ausüben zu können.

Evangelischer Christ aus der Sowjetunion

Pastor **Andreas Fast** wurde in Russland geboren. Als er 14 Jahre alt war, gingen seine Eltern aus religiösen Gründen nach Deutschland. Er wuchs in der Stadt Münster auf.

Er wusste zu berichten, dass in der UdSSR die Kirchen, soweit sie sich nicht dem Regime unterwarfen, ständig beobachtet wurden und durch gelegentliche Besuche von Beamten und Lehrern während des Gottes-



dienstes kontrolliert wurden. So waren Weihnachtsfeiern untersagt. Sie wurden dennoch heimlich vollzogen. Kam das heraus, war meist eine Geldstrafe fällig. Es kam immer wieder zu Belästigungen und Unannehmlichkeiten. Der Glaube konnte nicht frei gelebt werden.

Die Familie von Andreas Fast hat sich Deutschland gut eingelebt und fühlt sich wohl hier. Andreas Fast hat erst einen handwerklichen Beruf gelernt, sich dann später



für ein Theologiestudium entschieden und in Münster eine evangelische Freikirche auf Vereinsbasis gegründet. Der Verein finanziert sich selbst und pflegt sowohl die deutsche als auch die russische Sprache. Damit wird er zum Anziehungspunkt für Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion. Der Verein hat sich nicht der Evangelischen Kirche angeschlossen, da man Wert auf eine rein freiwillige Mitgliedschaft leg. Die Gemeinde unterwirft sich auch nicht starren Formen, sondern lebt ihren Glauben aus innerer Überzeugung. 50 bis 60 Besucher finden sich bei den Gottesdiensten ein. Der Kirchverein stellt sich die Aufgabe, ein Stück Heimat für Menschen auf der Suche nach Geborgenheit zu bieten.

Alfred Ordowski, Nadia Benameur





■ Von links: Josef Goebel, Dr. Tadeusz Szawiel, Dietmar Nietan, Wolfgang Nitschke (Moderator), Ania Zakrocka und Henny Engels.

Religion und Gesellschaft Welchen Einfluss hat religiöse Orientierung in verschiedenen Gesellschaften?

Zunächst erläuterte **Dr. Tadeusz Szawiel**, Religionssoziologe an der Universität Warschau, anhand empirischer Untersuchungen die religiöse Orientierung in verschiedenen europäischen Ländern. Die Befragungen brachten in Bezug auf die Religiosität bzw.



den Glauben der Menschen eine große Heterogenität zu Tage. Die pauschale Einschätzung, Europa sei säkular, greife zu kurz: Von den stark laizistisch geprägten Ländern Skandinaviens, Frankreich und Großbritannien bis hin zu den besonders stark religiös geprägten Ländern Ukraine, Italien und Polen gibt es viele Facetten. Analog zur Religiosität verhält es sich bei der Glaubensausübung, dem wöchentlichen Kirchengang. Hier liegt Westdeutschland beispielsweise im Mittelfeld, Ostdeutschland hingegen verzeichnet vergleichsweise wenige Kirchgänger, Polen

führt die Liste unangefochten an. In Bezug auf das regelmäßige Gebet ist Europa zweigeteilt in eine Gruppe von Ländern, in denen weniger als 24 Prozent der Bevölkerung betet, und in eine Gruppe von Ländern, in denen 30 bis 50 Prozent der Bevölkerung täglich beten. Dieselbe Tendenz gilt für die befragten jungen Erwachsenen im Alter von 18 bis 24 Jahren, obgleich die Zahlen hier in allen europäischen Ländern – abgesehen von der Ukraine – rückläufig sind. Anhand von Untersuchungen zur Einstellung der polnischen Bevölkerung zum gesetzlich geregelten Religionsunterricht in der Schule, zur Abtreibung und zum Konkordat mit dem Vatikan machte Tadeusz Szawiel eine stärker werdende Religiosität in Polen aus.

Renaissance von Religion im öffentlichen Raum

Dietmar Nietan, außenpolitischer Berater von Martin Schulz (SPD) im Europäischen Parlament, Mitglied in den Stiftungsräten der Stiftung für Deutsch-Polnische Zusammenarbeit und der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ bestätigte die Einschätzung von der „Renaissance von Religion und Religiosität im öffentlichen Raum“, die jedoch nicht zwingend auch den privaten

Bereich mit einschließt. Er stellte die These auf, dass sich der Einfluss von religiösen Überzeugungen auf die Politik in Zukunft noch steigern werde. Dies gelte insbesondere für Europa, wo Politik und religiöse Einstellungen nicht so selbstverständlich geäußert würden wie beispielsweise in den USA. Die Gründe für den steigenden Einfluss der Reli-



gion sah Nietan in einer globalisierten Welt, die aufgrund ihres vielfältigen Informations- und Werteangebots zur Individualisierung bzw. der Auflösung traditioneller Milieus beitrage. Der damit einhergehende Identitätsverlust wecke bei vielen Menschen „Sehnsucht nach Glaubensgewissheiten“ und nach Wertestabilität. Der Glaube werde besonders bei jungen Menschen dadurch nicht zur Gewissheit sondern zu einem Vertrauen in Zukunft. Dieser Prozess müsse aber nicht zwingend ein Erstarken der klassischen Kirchen nach sich ziehen, vielmehr litten sie wie auch Gewerkschaften und Parteien unter der Milieu- und Identitätsauflösung. So werde ihr Weiterbestehen nicht zuletzt auch davon abhängen, ob sie auch in Zukunft in der Lage seien, auf das menschliche Bedürfnis nach „Glaubensgewissheiten“ einzugehen.

In der darauf folgenden Podiumsdiskussion schilderte **Ania Zakrocka**, Studentin aus Danzig, ihre eigenen Erfahrungen zum Thema „Religiosität unter jungen Polinnen und Polen“. Ihrer Einschätzung nach bezeichneten und fühlten sich viele junge Landsleute



Glaube, Ausübung und Gebet in europäischen Ländern

| | Glaube* (Mittelwert) | | Ausübung** (%) | | Beten*** (%) | |
|--------------------|----------------------|-------------|----------------|-------------|--------------|-------------|
| | insgesamt | 18-24 Jahre | insgesamt | 18-24 Jahre | insgesamt | 18-24 Jahre |
| Germany_Ost | 2,49 | 1,82 | 5 | 7 | 7 | 5 |
| Estonia | 3,58 | 3,25 | 2 | 1 | 8 | 3 |
| Bulgaria | 4,29 | 3,53 | 6 | 2 | 8 | 4 |
| France | 3,64 | 2,97 | 7 | 4 | 10 | 4 |
| Sweden | 3,55 | 2,78 | 4 | 3 | 10 | 6 |
| Denmark | 4,29 | 3,59 | 4 | 2 | 11 | 2 |
| Norway | 3,81 | 3,21 | 5 | 7 | 14 | 11 |
| Russian Federation | 4,16 | 3,81 | 5 | 2 | 14 | 5 |
| Belgium | 4,92 | 4,26 | 9 | 4 | 16 | 10 |
| Germany_West | 4,64 | 3,49 | 11 | 7 | 16 | 9 |
| Slovenia | 4,69 | 4,55 | 18 | 10 | 16 | 8 |
| Austria | 5,20 | 4,33 | 17 | 8 | 18 | 10 |
| United Kingdom | 3,99 | 3,19 | 13 | 6 | 18 | 7 |
| Hungary | 4,21 | 3,23 | 11 | 8 | 19 | 7 |
| Finland | 5,29 | 4,29 | 5 | 6 | 21 | 11 |
| Netherlands | 4,88 | 4,14 | 14 | 13 | 24 | 18 |
| Spain | 4,62 | 3,31 | 18 | 4 | 25 | 9 |
| Italy (2004) | 5,98 | 5,43 | 30 | 14 | 25 | 20 |
| Switzerland | 5,44 | 4,31 | 12 | 11 | 29 | 11 |
| Slovakia | 5,90 | 5,44 | 31 | 25 | 30 | 19 |
| Portugal | 5,67 | 4,70 | 29 | 18 | 30 | 11 |
| Cyprus | 6,99 | 6,10 | 24 | 7 | 37 | 9 |
| Ukraine | 5,56 | 5,53 | 19 | 22 | 39 | 34 |
| Ireland | 5,35 | 4,23 | 46 | 16 | 43 | 22 |
| Poland | 6,56 | 5,82 | 54 | 40 | 48 | 33 |

* Mittelwert auf einer Skala von 0 (überhaupt nicht religiös) bis 10 (sehr religiös) – ** mindestens ein Mal wöchentlich praktizierend
*** mindestens ein Mal täglich
Quelle: European Social Survey 2006 (ESS 2006)

als religiös bzw. gläubig, doch wenn sie jene Frage, wann sie zum letzten Mal in der Kirche gewesen seien, könnten dies nur wenige klar beantworten. Ania Zakrocka glaubt, dass viele junge Polen gläubig seien, jedoch den Glauben nicht praktizierten, ihn sozusagen „neben der Kirche“ lebten. In besonderen Augenblicken jedoch, beispielsweise kurz nach dem Tod Johannes Pauls II. sei das Bedürfnis auf einmal wieder da gewesen, in die Kirche zu gehen, mit anderen den Glauben und die Trauer zu teilen. Auch in Problemsituationen, so Ania Zakrocka, stellten für viele junge Polen nicht nur die Eltern, sondern auch der Gemeindepriester eine erste Anlaufstelle dar. Selbst wenn er ihnen auf seine Art häufig fremd sei, so fühlten viele, dass er sich in sie hineinfinden könne und in der Lage sei, ihnen zu helfen.

Henny Engels, ehemalige Diözesanvorsitzende des Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) im Erzbistum Köln sieht den Grund für den nachlassenden Einfluss der katholischen Kirche auf junge Menschen besonders in den historischen Entwicklungen der deutschen Nachkriegsgeschichte. Hier habe es ihrer Meinung nach mehrere Brüche zwischen der katholischen Kirche und den Gläubigen gegeben. Als sich die Amtskirche gegen konfessionell gemischte Grundschulen in Nordrhein-Westfalen aussprach, sei das für viele Katholikinnen und Katholiken nicht nachvollziehbar gewesen. Eine noch tief greifendere Entfremdung, so Henny Engels, habe die strikte Haltung der Kirche 1968 bei der Frage der Empfängnisverhütung hervorgeru-



fen. In anderen wichtigen gesellschaftspolitischen Fragen hingegen, wie dem Bau von Atomkraftwerken und der westdeutschen Nachrüstung, hätten sich die Bischöfe nicht oder nur ausweichend geäußert. Henny Engels beobachtet eine innere Zerrissenheit bei jungen Menschen, die sie auf die von Jugendlichen geäußerte Formel bringt: „Es ist schon wichtig, dass uns jemand eine Wertigkeit vermittelt, aber wir müssen uns ja nicht immer daran halten.“ Der Amtskirche falle es schwer diese innere Spaltung nachzuvollziehen.

Josef Goebel, einstiger DDR-Bürger, schilderte die Entwicklungen in Ostdeutschland nach der Wende, die eine Zäsur für den Einfluss der katholischen Kirche auf die Gläubigen darstellte. Nach dem Zweiten Weltkrieg habe sich die katholische Kirche zunächst noch der Illusion hingegeben, ihre Strukturen durch Kirchenneubauten verfestigen zu können. Die Fehleinschätzung sei spätestens mit der Wende sichtbar geworden, denn die geschaffenen Kapazitäten wurden nicht genutzt. Viele Katholikinnen und Katholiken hatten in der DDR politisch und religiös

„überwintert“ und drängten nach der Wende häufig in die Politik. In den 1970er Jahren habe die evangelische Kirche mit ihrem An-



satz von „Kirche im Kommunismus“ auch für viele Katholikinnen und Katholiken die geistige Führung übernommen, so Josef Goebel.

Tadeusz Szawiel sah die niedrige Zahl von Kirchengängern in den skandinavischen Ländern Europas insbesondere dadurch begründet, dass die Kirchen dort Staatskirchen seien und „als Teil der Administration ihren existenziellen Sinn verloren haben“. Die soziale Absicherung durch den Staat sei derart erfolgreich, dass diese existenzielle Sicherheit Auswirkungen auf den Glauben und das Verhältnis zur Glaubensausübung habe. In Situationen, in denen dieses Sicherheitsgefühl gefährdet sei, wie nach dem Tod zahlreicher Schweden durch die Tsunami-Katastrophe in Indonesien und Thailand, könne eine Rückorientierung zum Glauben und der Kirche stattfinden.

Glaube emanzipiert sich von Kirche

Skepsis äußerte Henny Engels bei der Frage, ob die Zahl der Kirchgänge wirklich eine Aussage über die Religiosität eines Volkes machen könne und ob Religiosität messbar sei. An ihre Biografie anknüpfend, beschrieb sie, wie ihre Generation wichtige Themen aus Christentum, Gesellschaft und Politik in der Kirche gänzlich vermisst hätte und deshalb nicht mehr in den Gottesdienst gegangen sei. Dennoch habe sie sich zu jener Zeit als sehr fromm empfunden. Untersuchungen zu den Zusammenhängen zwischen Kirchgang und Religiosität müssten also sehr differenziert betrachtet werden und in einem zweiten Schritt auch auf offene und selbstkritische Ohren in der Kirche stoßen. Engels zitierte hierzu eine Untersuchung der Bischofskonferenz zum Thema „Frauen und Kirche“. Über 80 Prozent der befragten Frauen hätten die Frage, ob die Kirche ein wichtiger Gesprächspartner in ihrem Leben sei, bejaht, doch zu konkreten Lebenskrisen befragt (Tod, Eheproblemen, persönlichen Krisen etc.) suchten nur 5 bis 10 Prozent der Frauen die Hilfe bei der Kirche. Die Ergebnisse dieser Untersuchung seien von den Bischöfen einseitig publiziert worden. Abschließend stellte Henny Engels fest, dass es den beiden großen Kirchen in Deutschland nicht gelänge Fragen zu beantworten, die die Menschen stellten, vielmehr beantworteten sie „andauernd Fragen, die keiner gestellt hat.“ Anknüpfend an die Gedanken von Tadeusz Szawiel erklärte sie, dass die Kirchen die großen Krisen wie die Tsunami-Katastrophe zwar thematisierten, jedoch in den „alltäglichen und kleinen Krisen“ häufig weit weg seien und an den Menschen vorbeiredeten.

In der darauf folgenden offenen Diskussion warf Norbert Czerwinski die Frage auf, ob die von den Podiumsmitgliedern angesprochenen Entwicklungen dafür sprächen, dass sich der „Glaube von der Kirche emanzipiere“ und ob aus dieser Entwicklung nicht auch ein stärkeres Engagement und eine stärkere Kraft bei Gläubigen entstehen könne. In Ländern, in denen die Staatskirche eine starke gesellschaftspolitische Stellung habe oder angeblich im Volke tief verwurzelt sei, sei scheinbar alles Ordnung, doch unter anderem die Enthüllungen von sexuellem Missbrauch hätten diesen Schein entzaubert. In diesem Moment bekomme die Kirche Glaubwürdigkeitsprobleme. Eine These könne deshalb heißen: Dort wo es Konflikte und Auflösungserscheinungen gebe, sei auch ein Neuanfang und eine neue religiöse Kraft möglich.

Dietmar Nietan wollte dieser These nicht zustimmen, denn er sieht eine organisierte „Gemeinschaft der Glaubenden“ als grundlegend wichtig an. Die Fluktuation zwischen den Glaubensrichtungen, Konfessionen und teilweise Religionen in den USA habe nicht zu einem Verlust an Religiosität geführt, doch trügen verschiedenste Gruppierungen nicht immer nachvollziehbar das Prädikat „christliche Lehre“. Die Beziehung zu Gott sei immer eine persönliche, dennoch wolle er Glaubenstraditionen und anerkannte Ergebnisse beispielsweise in der Bibelauslegung nicht aufgeben. Vieles sei auch hier revidierbar und diskutabel, schließlich werde die Bibel von Menschen ausgelegt, die fehlbar sind. Es könne jedoch nicht Ziel sein, dass sich jeder selbst seine Religion zusammenbaue. Die Kirche müsse sich neu organisieren, mehr auf die Menschen zugehen und an manchen Stellen weniger arrogant sein gegenüber dem einfachen Laien. Aber in bestimmten Dingen müsse die Kirche auch an Glaubensgrundsätzen festhalten. Bei der Betrachtung so mancher Verirrungen von protestantischen Gruppen in den USA, „wäre ein Rom in der protestantischen Kirche, das zum Konzil ruft sicherlich hilfreich“.

Emanzipation von Religion könne nicht gleichzeitig als eine Ablehnung von Religionsgemeinschaft verstanden werden, so Josef Goebel. Dem stimmte auch Henny Engels zu, die jedoch zu bedenken gab, dass in jeder Glaubensgemeinschaft wichtig sei, wer darüber entscheide, welche Menschen dazugehören und welche nicht. Sie stellte in Frage, ob der Papst beispielsweise das Recht habe zu entscheiden, ob die Kommunion – wie auf dem Weltjugendtag geschehen – kniend empfangen werden müsse, ob die Kirchenoberen das Recht hätten, Frauen vom Priesteramt auszuschließen, und ob Menschen, die keine Kirchensteuer zahlten, deshalb automatisch auch nicht mehr zur Kirche gehören dürften. Man könne schließlich aus der „Gemeinschaft der Kirchensteuerzahler“ austreten und trotzdem weiterhin zur „Gemeinschaft der Gläubigen“ zählen. Dort wo Kirchen in Krise gerieten würden sie zwar eventuell zahlenmäßig kleiner, doch sei die Gemeinschaft der Gläubigen dort auch tatsächlich eine eng verbundene und gläubige Gemeinschaft.

Steffen Hauff

Religion und Werte im Europa der Zukunft

Festreferat

Referent: **DDr. Thomas Sternberg, MdL**
Münster

Meine Damen und Herren,

vor 13 Jahren, 1995, war das Kreuz als Zeichen in öffentlichen Räumen Gegenstand einer Entscheidung des Bundesverwaltungsgerichtes. In diesem Kruzifixurteil wurde festgestellt, dass ein Kreuz im Klassenraum „Symbol einer bestimmten religiösen Überzeugung und nicht etwa nur Ausdruck der vom Christentum mitgeprägten abendländischen Kultur“ sei. Für die europäische Kultur, so heißt es da, sei der christliche Glaube „von überragender Prägekraft gewesen“ und die „darauf zurückgehenden Denktraditionen, Sinnerfahrungen und Verhaltensmuster können dem Staat nicht gleichgültig sein“.

Was meint und was ist eigentlich „europäische Kultur“ und was ist der Anteil des Christlichen und der Kirche daran? – mit diesen Fragen möchte ich mich im Folgenden beschäftigen.

I. Europäische Identität

Einen aktuellen Anknüpfungspunkt findet unsere Frage in den mit einer beängstigenden Wucht aufgebrochenen Kulturkonflikten in Ländern einer multikulturellen Tradition wie in Großbritannien und den Niederlanden und auch den zur Zeit laufenden Beitrittsverhandlungen der Türkei mit der Europäischen Union.

Die Identität Europas wird – auch im Zuge der Beitrittsverhandlungen auf eine politische festgelegt – das heißt auf eine gemeinsame, europäische Rechts- und Werteordnung. Dafür spricht viel, aber was sollen eigentlich „europäische Werte“ sein – und was ist exklusiv christlich daran? Das Kruzifixurteil geht von einer „überragenden Prägekraft“ des Christentums aus. Diese Prägekräfte sind für die Selbstvergewisserung des Staates wichtig. Jürgen Habermas formuliert, es liege „im eigenen Interesse des Verfassungsstaates, mit allen kulturellen Quellen schonend umzugehen, aus denen sich das Normenbewusstsein und die Solidarität der Bürger speist“.

Andere sprechen dem Christentum dagegen geradezu ab, die Wertordnung Europas wesentlich bestimmt zu haben. Der Streit darüber, ob das Christentum die Grundlage einer echten Kultivierung ist oder umgekehrt sich die moderne Kultur in Absetzung gegen und als Befreiung von der Religion entfaltet habe, bestimmte schon die Auseinandersetzungen des 19. Jahrhunderts und hat Auswirkungen bis heute.

So antwortete der Bremer Politikwissenschaftler Christian Welzel in einem Zeitschriftenbeitrag 2004 (Cicero) auf einen Artikel des damaligen Kardinals Josef Ratzinger, der unter der Titelfrage „Warum hasst sich der



Westen“ stand: „Es ist ein Irrglaube, dass das Christentum den Kern der westlichen Identität ausmacht. Richtig ist, dass die westliche Kultur ihre Strahlkraft da entfaltet hat, wo sie sich aus ihren christlichen Fesseln gelöst hat. [...] Nicht das Christentum, sondern dieser emanzipatorische Zug macht die Identität der westlichen Kultur aus.“

Das ist eine ganz scharfe Gegenposition! Ich gebe noch ein anderes Beispiel: vor einigen Wochen berichtet die Süddeutsche Zeitung, dass das Rote Kreuz sich nun festgelegt hat auf ein Zeichen, dass weder Halbmond, noch Stern ist, sondern eine rote Raute, auf einen roten Kristall, um sich abzusetzen von aller Religion. So weit so gut. Es mag alles seine Berechtigung haben, aber der Autor schrieb dazu: es sei durchaus angebracht, dass sich das „Rote Kreuz“ von allen religiösen Anspielungen löse, denn, Humanität, Mensch-



lichkeit und Sozialfürsorge, seien normal menschlich und die ein oder andere Religion würde sich da nur „andocken“ oder „ranhängen“.

Starke These! Und es stellt sich sehr wohl die Frage, ob das so stimmt.

Sind die kulturellen Quellen christlich? Sind Grundwerte überchristlich? Was ist nicht aus unterschiedlichen Religionen begründbar – und was ist aus der spezifischen Tradition des Christentums begründbar? Wie sollten da auch einmal ein wenig in die Kirchengeschichte blicken, denn diese Kirchengeschichte ist nicht, wie es heute oft schwarz-weiß gesagt wird, eine Geschichte der Katastrophen, sondern im Gegenteil auch eine Geschichte großes Humanisierungsprozesse. Und in dieser Kirchengeschichte wurden – aufbauend auf den jüdischen Wurzeln – humane Impulse gesetzt, die sich eben einer solchen schwarz-weiß-Geschichtsschreibung entziehen. Ich kann dafür übrigens einen Zeugen benennen, der ganz unverdächtig ist: der große deutsche Autor Heinrich Heine. Heinrich Heine schreibt 1837 in seinem Buch „über die Deutschen“: „dass die brutale germanische Kampfeslust durch das Kreuz gezähmt worden sei. Aber dieser Talisman sei morsch und wenn er einmal gebrochen sei, dann werdet Ihr es in Europa krachen hören. Dann bricht wieder vor, die alte germanische Kampfeslust und es wird ein Stück in Europa aufgeführt werden, wogegen die französische Revolution nur wie ein Theaterstückchen erscheinen mag.“ Das schreibt er 1837! Das heißt: Das Christentum ist etwas humanisierendes, begrenzendes, steuerndes für die Menschen.

Gewaltlosigkeit ist keine menschliche Grundkonstante, Menschen sind nicht aus sich heraus gewaltlos. Wie wird Gewaltlosigkeit durchgesetzt?

Ein anderes Beispiel: es bedarf, um Sozialfürsorge institutionalisieren zu können, einer mentalen Grundlegung. Armut muss geachtet werden und nicht als gerechte Strafe für die Unfähigkeit der Betroffenen, sich in einer Leistungsgesellschaft durchzusetzen, angesehen oder gar in Nachbarschaft zu Unmoral gestellt werden. Sozialfürsorge, Erbarmen und Mitleid sind keine Selbstverständlichkeiten, sondern sind ein Ergebnis einer religiösen und kulturellen Entwicklung.

■ **Im sogenannten Kruzifixurteil wurde festgestellt, dass der christliche Glaube von überragender Prägekraft gewesen sei. Davon zeugen bis heute unzählige Wegkreuze in ganz Europa wie das berühmte Coesfelder Gabelkreuz, das Kreuzritter aus dem Orient nach Europa brachten.**

Ein Beispiel mag zeigen, wie durch biblische Geschichten der Mensch vom Perfektionswahn befreit wird und die Wertordnungen auf den Kopf stellt. Im Kampf Jakobs mit dem Engel fordert Jakob: „ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“ – der Kampf endet mit diesem Segen, aber vorher schlägt der Engel dem Jakob so auf die Hüfte, dass sie ausrenkt. Der hinkend wegschleichende Krüppel – er ist der Gesegnete des Herrn.

Die Mentalität Armen zu helfen, hat zwar ihre ersten Wurzeln im Orientalischen, vor allem im israelischen Raum, doch der entscheidende Impuls ging von der christlichen Botschaft aus, nach der Caritas nicht mehr nur eine ethische Forderung war, sondern selbst zum Element des Christudienstes wurde und damit dem eigenen Heil dient. Sie kennen Alle Matthäus 26: „Was Ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, dass habt Ihr mir getan“. Das ist die Grundlage einer Caritativität, die mehr ist, als eine Forderung, weil ich ja immer davon ausgehen kann, dass derjenige, der mir gegenübertritt, als Hilfsbedürftiger, der könnte mein Herr und mein Gott sein.

Hier darf ich sicher einmal auf den Anteil des großen europäischen Caritasheiligen und Rottenburger Bistumspatron Martin hinweisen, der alles andere war als eine Legendenfigur. Er hat aus diesem Geist gelebt – auch Mutter Theresa. In diesem Bedürftigen kann mir Christus selber erscheinen.

Noch von Mahatma Ghandi heißt es, er habe – so schreibt Naipaul in seinem großen Indien-Buch – den Gedanken der Nächstenliebe aus England mitgebracht. Und die muslimische Rechtsanwältin Sayran Ates erwähnte kürzlich beiläufig, sie denke dankbar daran, als überzeugte Muslima die christliche Ethik im christlichen Religionsunterricht kennen gelernt zu haben.

Eine andere Frage: Wie ist es mit diesem merkwürdigen Begriff der Kultur? Über Kultur reden Viele, über Kultur wird gerne geredet, aber Erörterungen über „Kultur“ leiden häufig an der Ungenauigkeit und Unbestimmtheit dieses Begriffs. Man kann trefflich über Kultur aneinander vorbeireden, weil

■ *Alljährlich obliegt es dem Vorsitzenden zu Beginn der Festlichen Stunde die Ehrengäste zu begrüßen, aber auch nach drei intensiven Arbeitstagen Bilanz der Tagung zu ziehen und Ausblicke zu formulieren. Dabei hielt Wolfgang Nitschke fest, dass in den Begegnungen und Gesprächen mit den Referenten und Gästen spürbar wurde, wie wichtig die Thematik auch in Zukunft noch sein wird. Sein Dank gebührte neben den vielen Mitwirkenden, die im Vordergrund standen, aber auch besonders jenen, ohne deren helfende Hände, spontane Hilfsbereitschaft und stetige Mitarbeit im Hintergrund eine solche Tagung nicht veranstaltet werden könnte.*

verschiedene Sprecher jeweils etwas anderes meinen. Der Gebrauch des Wortes „Kultur“ bringt Probleme mit sich. Der Bundestagspräsident Norbert Lammert hat das verdrängte Thema unter dem Stichwort „europäische Leitkultur“ wieder auf die politische und gesellschaftliche Agenda gesetzt. Die Frage ist: wie kann ein Dialog gelingen, der es innerhalb gewaltig beschleunigter Modernisierungsprozesse mit unsicher gewordenen Identitäten zu tun hat? Aber sind die Identitäten national, regional, europäisch, religiös oder sind sie ein Bündel aus all diesen Elementen?

Wir sprechen zum Beispiel von unterschiedlichen „Kulturkreisen“ und gemeint sind damit Menschen, die sich in einem unterschiedlichen Maß bei uns integrieren.

Das sind Dinge, mit denen sich gerade Sie in der Partnerschaftsarbeit, in der Versöhnungsarbeit zwischen Deutschland und Polen besonders intensiv beschäftigt haben und beschäftigen.

Vor zwölf Jahren (1995) machte ein Buch eines amerikanischen Politikwissenschaftlers Furore – Samuel Huntington – welches sich unter dem Titel „Clash of civilizations“ (Kampf der Kulturen) mit dem friedlichen Zusammenleben der Kulturen beschäftigte. Er fasste seine Untersuchung in der These zusammen, dass die fundamentalen Quellen der Konflikte in der Zukunft kultureller Art



sein würden. Für viele haben sich seine Vorhersagen in den Terroranschlägen des 11. September 2001 und dem Irak-Krieg bestätigt.

Das Buch Huntingtons ist aber keineswegs unwidersprochen geblieben, zumal die Aufteilung der Welt darin anfechtbar ist. Richtig bleibt sein Hinweis auf den kulturellen Charakter von Auseinandersetzungen gerade in postkolonialen Ländern, nach den Erfahrungen des europäischen Imperialismus und als Demütigung empfundener Überlegenheit westlicher Standards, Lebensweisen und Produkte. Seine Abgrenzungen folgen allerdings vor allem religiösen Grenzziehungen – Kultur und Religion werden von ihm weitgehend unterschiedslos verwandt.

Religion und Kultur, sind aber nicht dasselbe. Es ist notwendig, die beiden Begriffe besser zu unterscheiden.

II. Was ist Religion, was ist Kultur?

Der Begriff „Kultur“ droht in Allgemeinheit manchmal zu verschwimmen. Er reicht im inflationären Alltagsgebrauch von der „Unternehmenskultur“ bis zur „Esskultur“, von der Landwirtschaft bis zur Theaterförderung.

Streng genommen meint Kultur die auf Traditionen aufbauende und geprägte Gemeinsamkeit des Handelns und der Haltungen. „cultura“ wird erst seit dem Ende des 17. Jhs. ohne Genitiv verwandt. Cicero spricht von



■ Die Ehrengäste beim Festakt.

Grußwort des Vizekonsul des Generalkonsulats der Republik Polen in Köln, Jakub Wawrzyniak



Sehr geehrter Herr Nitschke,
Sehr geehrter Herr Prof. DDR:
Sternberg,
Sehr geehrte Damen und Herren,
Szczepan Państwo,

es ist mir eine besondere Ehre und persönliche Freude zugleich, Sie heute im Namen des Generalkonsulates der Republik Polen in Köln, begrüßen zu dürfen. Was regelmäßig auf der Burg Gemen stattfindet und sich dort abspielt – die interkulturelle Begegnung zwischen Menschen verschiedener Generationen und Herkunft, ein Grund zu gemeinsamer Freude und Feier, aber auch zum Gebet um Frieden und Versöhnung – bleibt weder in Berlin noch in Köln unbemerkt. Erlauben Sie mir daher, Ihnen allen die Grüße sowie die Wörter höchster Anerkennung und Dankbarkeit von Seiten des Botschafters der Republik Polen, Herrn Dr. Marek Prawda, sowie des Generalkonsuls der Republik Polen in Köln, Herrn Andrzej Kaczorowski zu überbringen.

Im europäischen Zeitalter, dem Zeitalter der Integration und entfallenden Grenzkontrollen, stehen die Erhaltung sowie das Zusammenleben verschiedener Religionen, Kulturen und Traditionen besonders im Fokus. In diesem Sinne haben Sie sich in den letzten Tagen gemäß dem Motto des diesjährigen Treffens in den zahlreichen Veranstaltungen intensiv mit den Themen Religion und Religiosität in Europa, in der Gesellschaft oder im Staat auseinandergesetzt.

Der Stellenwert von Religion und Kirche in Polen ist – nicht nur verschiedenen Untersuchungen nach – insbe-

sondere im europäischen Vergleich (neben Italien) nach wie vor sehr hoch. Das belegen nicht nur Statistiken, dieses spiegelt sich nicht nur sonntags in der Kirche wider, sondern auch und vor allem im alltäglichen Leben, wo die Religion und Tradition ineinander fließen.

Der hohe Stellenwert der Religion und der Kirche in Polen hängt unmittelbar mit der wechselhaften Geschichte des Landes zusammen. So war Polen über 123 Jahre Unfreiheit hinweg nichts als eine Idee – eine Erinnerung aus der Vergangenheit, eine Hoffnung für die Zukunft. Doch bis zur Wiederauferstehung des Staates 1918 überlebte die Idee Polens in der Welt des polnischen Geistes, im Bereich von Kultur, Literatur und eben Religion ungeachtet der herrschenden Ordnung, oft im Widerspruch zum herrschenden Recht. In all den Jahren, in denen Polen für die (geistige) Freiheit und Souveränität kämpfte, war die Kirche stets der Zufluchtsort der Polen, nicht nur ein geistiger, sondern oft auch ein buchstäblicher Unterschlupf.

Spricht man über Religion und Polen, so darf ein Name nicht unerwähnt bleiben: die Wahl von Kardinal Karol Wojtyła zum Papst Johannes Paul II. im Jahre 1978, eines der vollendetsten und charismatischsten Nachfolger Petri, eines Mannes von umfassenden Talenten – Dichter, Stückeschreiber, Philosoph, Linguist, Schauspieler, Skifahrer, Torwart, Arbeiter, Student und Priester – hat nicht nur Polen oder Europa, sondern die ganze Welt positiv und nachhaltig geprägt.

Meine Damen und Herren, heutzutage sind die interkulturellen, kreativen und konstruktiven, aber allen voran persönlichen Begegnungen, solche wie hier auf der Jugendburg Gemen, von besonderer Bedeutung. Ein internationaler Dialog wird angeregt, man trifft sich, man lernt sich kennen, man diskutiert, man schließt Freundschaften, pflegt sie und baut sie aus. Das Bild des Anderen, des Nachbarn wird um neue Facetten reicher, wird verständlicher. Damit leisten alle Teilnehmer des Gementreffens – die jüngeren und die älteren – einen enormen Beitrag für die Erweiterung der Völkerfreundschaft. Insbesondere dafür möchte ich Ihnen allen von Herzen danken.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

„cultura animi“, (Kultur der Seele) womit metaphorisch die Hege und Pflege auf einen Bildungsprozess übertragen wird. Seit dieser Zeit steht der Begriff immer in engem Zusammenhang zu Bildung und Erziehung.

Im Deutschen ist die Auffassung Immanuel Kants von großer Bedeutung für die in unserer Sprache – im Gegensatz zum Französischen und Englischen – hohe Wertigkeit des Wortes „Kultur“. Für ihn steht Kultur in der Mitte einer Dreier-Stufung zwischen „bloßer“ Zivilisation – das Essen mit Messer und Gabel – und der Moralität, die den Höhepunkt der Persönlichkeitsentwicklung ausmacht.

Erst nach 1800 wurde das Wort im Plural „Kulturen“ gebraucht. „Nationalkulturen“ wurden dann im 19. und 20. Jh. mit Abgrenzungsabsichten konstruiert. Die deutsche Nationalkultur – so behaupte ich – hat es nie gegeben, übrigens auch die französische oder italienische. Nehmen wir ein Beispiel aus der Musik: Smetana, Dvorzak oder Grieg, die ursprünglich deutschsprachig waren und hier studiert haben, haben dann ihre Nationalismen begründet. Oder Bela Bartok in Ungarn,



■ Seit vielen Gementreffen gibt uns die stellvertretende Landrätin, Frau Gabriele Wahle, die Ehre ihres Besuchs zur Festlichen Stunde.

der Material gesammelt hat in der Volksmusik um so etwas zu schaffen, wie eine Nationalkultur. Das waren Abgrenzungsabsichten um etwas Eigenes zu schaffen, etwas, was das Eigene definiert im Unterschied zu Anderen. Und da liegt jetzt das entscheidende Problem: Wenn ich etwas Eigenes definiere, ist da im Prinzip gar nichts gegen zu sagen. Es wird dann zum Problem, wenn ich sage, das Andere ist das Schlechtere.

Es ist kein Problem „Fremdheit festzustellen“, solange dies nicht zur Folge hat zu sagen, das Fremde ist das Schlechtere. Ich kann auch das Andere lieben und mögen.

Das 20. Jahrhundert beendet den Zentralismus des Europäischen. Bis dahin hatten wir gedacht, die Kultur kommt aus Europa und wir bringen Zivilisation und Kultur in die Länder der Welt.

Hans Maier bringt den Weg dieser Enteuropäisierung der Kultur auf die Formel: „Von der europäischen Weltkultur zu den Kulturen der Welt“.

Heute wird „Kultur“ im politischen Alltag zumeist im Sinne eines Politiksbereiches gebraucht, der sich auf die Künste und ihre Förderung, Archiv- und Bibliothekswesen und Ähnliches bezieht. „Kulturelles Leben“ meint in der Regel die Lage solcher geförderter oder bürgerschaftlicher Kunst – eine Begriffseinengung, die aber eine funktionierende Distinktion im politischen Diskurs ermöglicht.

Damit sind wir weit weg von der Gleichsetzung von Religion und Kultur, wie sie im Plural der Globalisierungsdiskurse gebraucht werden. Fragen wir nach dem Zusammenhang von Religion und Kultur: Der Kulturbegriff hat es zwar von seinen Ursprüngen her mit cultus, Kult zu tun. Mit dem richtigen Dienst, dem Gottesdienst. Aber in dem Maße wie sich Kultur verselbstständigt, ein eigener Bereich neben Religion, Wissenschaft und Bildung wurde, desto mehr verlor sie den Charakter des allgemein Verbindlichen und Allumfassenden.

Kultur und Religion sind nicht dasselbe. Gegen die Gleichsetzung findet sich ein scharfer Einspruch bei einem katholischen Autor: Romano Guardini formuliert knapp: „Religion ist nicht Kultur“.

Kultur kann geprägt sein vom Christentum, aber das Christliche ist keine Eigenwelt neben anderen Kulturen. Christentum ist nur in kultureller Vermittlung überhaupt möglich. In Sprache, in Musik, im Ritus, im Bild äußert sich der Glaube. Im Ausdruck „inkulturiert“ er sich, ohne mit diesem identisch zu sein. Insofern ist Glaube, wie es Josef Ratzinger ausdrückt, immer schon Kultur, aber nicht in einer vom übrigen Handeln und Ausdruck zu abstrahierenden Form. Inkulturation ist ein Begriff aus der Missionswissenschaft. Das Christentum begegnet anderen Kulturen stets schon in seiner kulturellen Vermittlung und ist doch nicht identisch damit.

Dass dies schon in den ersten Jahrhunderten des Christentums so gesehen wurde, macht ein schöner Text aus dem „Diognetbrief“ der Zeit um 200 deutlich: Die frühen Christengemeinden erlebten sich als Teil einer Gesellschaft, der man angehörte und doch eigenen Prinzipien folgte, ohne sich sektenartig abzuschotten. Es heißt in diesem Text: „Denn

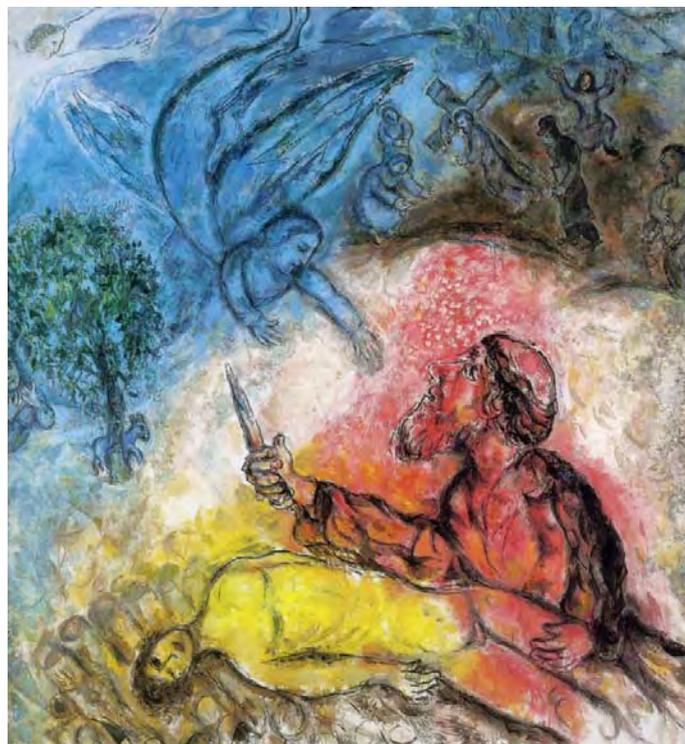
■ **Marc Chagall gehört als russischer Künstler zu denjenigen, die in ihrer Leistung für die europäische Tradition neu in den Blick kommen. Hier sein berühmtes Bild der Issakopferung mit der Kreuzigungsszene im Hintergrund.**

die Christen unterscheiden sich nicht durch Land, Sprache oder Sitten von den übrigen Menschen. Denn nirgendwo bewohnen sie eigene Städte noch bedienen sie sich irgend einer abweichenden Sprache, noch führen sie ein auffallendes Leben.“

Die Assimilation an die hellenistische und römische Umwelt war also durchaus intendiert und reflektiert. Was bedeutet das für unser heutiges Europa?

III. Europa

Was ist Europa? Erst seit der Auflösung des Ostblocks erleben wir wieder den Kulturraum Polen und Litauen, das protestantische Lettland, die Nähe Estlands zu den Nachbarn im Ostseeraum. Aber auch Russland gerät in den Blick der europäischen Traditionen. Was haben wir nicht alles aus Russland seit etwa 1850 an künstlerischen Entwicklungen erhalten? Die Dichter Tolstoi und Dostojewski, die Musiker seit Tschaikowski vor allem Prokofjew, Rachmaninow und Schostakowitsch; die moderne Kunst des Westens ist wesentlich von russischen Künstlern geprägt worden; von Majakowski, Malewitsch, Jawlenski, Kandinsky oder auch Chagall. Europa wird als Kulturraum wieder deutlicher sichtbar als es die Rede vom „christlichen Abendland“, die in den Fünfzigern aus politischen Grün-



den gegen den Ostblock formuliert war, vermochte. Wir haben Mittel- und Osteuropa wieder zurück gewonnen in das kollektive kulturelle Bewusstsein.

Die Kernfrage allen Nachdenkens über Europa scheint mir die Frage zu sein: Welches Europa wollen wir? Wollen wir die Einheit auf eine Freihandels- und Sicherheitszone beschränken oder ist Europa mehr als das?

Jaques Delors wollte mit seiner Aufforderung, Europa eine Seele zu geben, eine Debatte anstoßen über das, was über Ökonomie und Praktikabilität hinausgeht und was wir heute unter „europäischer Identität“ diskutieren.

Liegen die verbindenden Gemeinsamkeiten nicht gerade auf dem Feld der Kultur. Für die Ausbildung eines europäischen Selbstverständnisses sind kulturelle Fragen von entscheidender Bedeutung. Denn: „Nicht Politik hält eine Gesellschaft zusammen, sondern Kultur“, so formulierte kürzlich Norbert Lammert.

Die Europäische Union ist geprägt durch die Vielfalt ihrer kulturellen Erscheinungsformen, die sich in grenzüberschreitenden Räumen und Gesellschaften, in regionaler Differenzierung ausprägen. Diese Vielfalt wird zur Zeit intensiv diskutiert im Rahmen der deutschen Ratifizierung der Konvention für Kulturelle Vielfalt der UNESCO. Doch die kulturellen Traditionen Europas sind nicht allein verschieden, sondern übernational ähnlich und verwandt. Die Definition von Nationalkulturen ist, wie gesagt, ein Konstrukt des 19. Jahrhunderts.

Für die europäische Union haben Kunst und Kultur ihren hohen Stellenwert in ihrer regionalen Vielfalt. Parlament und Rat der EU nennen sie „wesentliche Bestandteile der europäischen Integration“. Nach den Dokumenten tragen Kunst und Kultur zur Durchset-



■ **Teilnehmer des Gementreffens beim Festakt.**

zung und Lebensfähigkeit des europäischen Gesellschaftsmodells und zur Ausstrahlung der Gemeinschaft im Weltmaßstab bei. Sie werden als Wirtschaftsfaktor und Faktor der staatsbürgerlichen Integration angesehen.

Das klingt blass – und es wird immer wieder auf Pluralität der Kulturen in Europa abgehoben. In dem inzwischen ad actas gelegten Verfassungsvertragsentwurf war die Rede von dem „gemeinsamen kulturellen Erbe“ – was kann das heißen? Wie sieht dieses Erbe aus?

Die kulturellen Leistungen gehören zum wertvollsten Besitz Europas und bestimmen seine Identität. Die Geschichte der Künste, der Wissenschaft und der Mentalitäten Europas zeigen übergreifende Gemeinsamkeiten, Entwicklungen und Austausch. Nicht zuletzt das Lateinische als lingua franca und Wissenschaftssprache begründete den Fortschritt der europäischen Wissenschaften.

Ohne ihre religiösen Wurzeln ist die Kultur Europas nicht zu verstehen; die Grundlage ist die Bibel. Sie ist ein Weltkulturerbe ersten Ranges. Am Anfang der Kulturentwicklung der Länder und Völker stand die Adaption der Bibel an die vorgefundenen Kulturen. Die Bibel ist und war die Grundlage der Inkulturationen – auch in den Anfängen Europas.

Die Bibel wurde seit den Anfängen in andere Sprachen übersetzt. Das ist ein entscheidender Unterschied zum Koran. Aus den Übersetzungen bildete sich eine je spezifische und doch durch die gemeinsame Basis gleiche Tradition heraus.

Diese Gleiche entwickelt sich also in unterschiedlichen Variationen. Und dies immer wieder im Rückgriff auf die Ursprünge in der Antike. Europäische Kulturgeschichte ist eine Geschichte immer neuer Renaissance auf die Anfänge.

Und dieses Kulturerbe prägt unser Land und Europa. Es ist aus der europäischen Landschaft nicht fort zu denken. Was wären die europäischen Städte und Dörfer ohne die sie prägenden Kirchenbauten? Wie wichtig diese auch für die außerkirchliche Öffentlichkeit sind, zeigt das große öffentliche Erschrecken über Pläne, einige Kirchen aufzugeben oder im Protest gegen einen ortsbildprägenden Moscheebau.

Die Architektur nicht nur der Kirchen und Kathedralen, auch der Klöster und Sozialeinrichtungen, ebenso die Bildende Kunst, die

Musik, Literatur, Theater und Film sind unübersehbare Belege für die nach Ländern differenzierte und doch einheitliche europäische Kultur; einheitlich, weil ihre Basis die Bibel ist.

Vielleicht ist und war der wichtigste Beitrag der christlichen Kirchen zur Kunst und Kultur die Feier der Liturgie und der Frömmigkeitsformen. Die europäischen Künste haben sich in diesem – abseits von Markt oder Freizeitvergnügen liegenden – Kontext ausgebildet.

Die Bildende Kunst entwickelte symbolische und erzählende Bilder in der Interpretation der Bibel. In den Bildauseinandersetzungen



■ **Martin Luther prägte mit seiner Bibelübersetzung das Hochdeutsch. Es beweist, wie eng religiöse und kulturelle Entwicklungen in Europa Hand in Hand gingen.**

des ersten Jahrtausends setzten sie sich gegen die antike kultisch gebundene Kunst ebenso wie gegen eine radikale Bildablehnung durch. Die großen Werke der Kunstgeschichte zeugen von der Entfaltung dieser Bildwelten.

Selbst in der Ablösung der „profanen“ Kunst seit dem Hochmittelalter blieben die Anklänge an die christliche Ikonographie sichtbar und noch in der Moderne bezeugen Neuformulierungen der christlichen Thematik ihre andauernde Präsenz – auch wenn die letzten 200 Jahre durch die Erfindung der Reproduktion von Bildern eine völlig neue Form

der Bilderkenntnis gebracht hat. Wir machen uns diesen Unterschied zu wenig klar. Der Normalbürger hatte vor noch 150 Jahren Begegnung mit Kunst vor allem und fast ausschließlich im Kirchenraum.

Auch die Musik Europas ist in ihren Anfängen textlich gebunden; sie entstand aus der Rezitation liturgischer Texte, entwickelte in der geistlichen polyphonen Musik eine Sprache der Gemütsaffekte und löste sich später ganz von ihrer textlichen Bindung, um zu einer eigenen musikalischen Sprache zu finden.

Und wie übernational war die Musik immer! Man denke nur an Mozart, der große Teile seines Lebens im europäischen Ausland, allein eineinhalb Jahre in London, lebte. Welcher Nation gehören Händel, Chopin, Liszt und andere mehr; nationale Grenzen hatten für Künstler nie eine Relevanz.

Blicken wir auf die deutsche Sprache; sie ist eng mit der Bibel verbunden. Die Deutschen haben „an der Bibel deutsch gelernt“ (Hans Maier) – von den frühen Bibelübersetzungen bis zur Prägung des heutigen Hochdeutsch durch Martin Luther. Auf der kunstlosen Sprache der Bibel gründeten Kunsttraditionen, die sich über biblische Spiele, Erzählungen und Hymnen zu Theater, Literatur und Lyrik entfalteten. Obwohl sie sich von diesen Anfängen lösten, zeugen dennoch eine Fülle von Redewendungen, Sprichwörtern und Anklängen von ihren biblischen Wurzeln, von der Hiobsbotschaft bis zum Kainsmal, vom Leben wie im Paradies bis zu Abrahams Schoß.

Die Anklänge behalten ihre Wirkungen bis in die Gegenwartsliteratur hinein. In der Gegenwart stellt sich allerdings die Frage nach der Lesefähigkeit solcher Verweise in Theater, Film, Literatur und Lyrik. Hilde Domin hat in einem ihrer letzten öffentlichen Auftritte darüber geklagt, dass sie ihr Gedicht „Abel steh auf“ nicht mehr in Schulen vortragen könne, weil die Kinder nicht mehr wüßten, wer Kain und Abel seien.

Religiöse Vorstellungen prägen Verhalten und Denken. Religion ist eben nicht mit Kultur identisch, aber die Kultur basiert auf religiösen, in Europa vor allem christlichen Grundlagen. Dies gilt auch noch in ihren säkularisierten Formen. Wir sehen das noch in der Alltagskultur mit der Ordnung des Jahreskreislaufs mit seinen Festen und Bräuchen. Für uns ist die Frage, wann im kommenden Jahr Karneval und Pfingsten ist, so selbstverständlich wie die eines Arabers nach dem Zeitpunkt des Ramadan.

Christliche Grundlagen bestimmen, zumeist unbewusst, die Verhaltensweisen auch derer, die kaum noch eine feste Bindung an die zugrunde liegenden Glaubenstraditionen haben.

Das zeigt sich zum Beispiel in der Bedeutung von öffentlichen Gedenk- und Trauerfeiern nach Katastrophen oder Verbrechen auch in stark säkularisierten Gegenden – wie z. B. in Erfurt nach dem dortigen Amoklauf oder das Gedächtnis an Walter Kempowski in einer

Rostocker Kirche. Vor allem für Formen öffentlicher Trauer scheinen die christlichen Formen kaum verzichtbar. Aber auch in so alltäglichen Situationen wie dem Ablauf der Woche mit dem Sonntag als Unterbrechung des Ökonomischen, in gemeinschaftlichen und privaten Mentalitäten, Gewohnheiten und Verhaltensweisen lassen sich die christlichen Grundlagen zeigen. Auch die Vorstellungen über Gesellschaft und Individualität, über Staat und Religion, über Sozialverantwortung und Solidarität wurzeln in der christlichen Lehre.

Der in Deutschland lebende äthiopische Prinz Asfa-Wossen Asserate hat in seinem Bestseller „Manieren“ gezeigt, wie gesamteuropäisch und christlich geprägt sogar unsere Verhaltensregeln im Alltag sind.

Europäische Kultur und europäische Identität entstanden in einer spezifischen Geschichte der Entfaltung des Christentums aus dem Judentum innerhalb der antiken Welt. Sie stellen eine Symbiose griechischer und römischer Vorstellungen und Ordnungen mit denen des Judentums und des Christentums dar.

Wenn man von den drei Bergen spricht, die die „westliche“ Kultur prägen: Akropolis – Kapitol – Golgatha, dann sollte man allerdings die für den Westen spezifischen Assimilationen der Völkerwanderungszeit mit slawischen, germanischen und fränkischen Einflüssen nicht übersehen. Und dass das römische Recht nicht in Rom, sondern in Nea-Rom, in Konstantinopel, von einem ganz und



■ **Nach mehr als 60 Jahren ist die Jugendburg Gemen für viele alte und neue Danziger und deren Nachkommen, für Deutsche, Polen und Litauer eine Art Zuhause geworden. Ein Stückchen Danzig wird in Zukunft ein Gemälde der „Langen Brücke“ in die Burg bringen, welches Wolfgang Nitschke dem Hausherrn Rektor Siegfried Thesing in der Festlichen Stunde überreichte.**

gar christlichen Kaiser im 6. Jahrhundert kompiliert wurde, kann nationalgeschichtliche Engführungen überwinden helfen.

Zu dem kulturellen Erbe unseres Landes über alle Jahrhunderte gehört der Beitrag des Judentums und damit die Bibel, die auch das Erste Testament des Christentums ist. Vor allem das zentrale biblische Gebetbuch, den Psalter, hat das Christentum mit dem Judentum gemeinsam. Jüdisches Denken, jüdische Literatur, Musik und Kunst sind ein integraler Bestandteil der deutschen und europäischen Kulturgeschichte.

Auch andere Religionen haben zur Entwicklung europäischer Kultur beigetragen. Das gilt vor allem für das Gegenüber der islamischen Welt. Zwar wurde in der langen Ge-

sichte der Länder um das Mittelmeer seit dem siebten Jahrhundert der Unterschied zwischen dem christlich geprägten Europa und seinen islamisch geprägten Nachbarn zum zentralen Differenz- und Identitätselement; aber die fast 1.400 Jahre bedeuten keineswegs nur feindliche Nachbarschaft, sondern es hat fruchtbare Vermittlungen und Berührungen der Kulturen gegeben. Gerade Zeiten kultureller Offenheit und des Austauschs – in den freilich immer religiös eindeutig definierten Ländern – waren blühende Epochen, man denke nur an die Geschichte des Staates Venedig.

IV. Kulturelle Integration

Wie ist das richtige Verhältnis des Staates zur Religion? Die deutschen Verfassungsrechtler

DER VORSITZENDE
DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ



Herrn Vorsitzenden
Wolfgang Nitschke
Adalbertus-Werk e. V.
Ganghoferstr. 58
80339 München

Schaferstraße 2
79098 Freiburg
Ruf 0761-2188-200
Fax 0761-2188-210
E-Mail: erzbischof@erzdiocese-freiburg.de

Postfach 29 62
53019 Bonn
Ruf 0228-103-0
Fax 0228-103-299
E-Mail: Vorsitzender@dbk.de

AZ:
Freiburg, den 15. Juli 2008

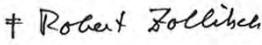
62. Gementreffen vom 22. bis 28. Juli 08

Sehr geehrter Herr Vorsitzender,

herzlich danke ich Ihnen für Ihr Schreiben vom 3. Juli dieses Jahres in dem Sie mich über das 62. Gementreffen des Bildungswerkes der Danziger Katholiken und der Adalbertus-Jugend informieren. Ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie die Werte und die Religion – gerade im Hinblick auf die Eingliederung der ostmitteleuropäischen Länder in die Europäische Union – in den Mittelpunkt Ihres diesjährigen Treffens stellen. Das 62. Gementreffen kann so zu einem wichtigen Mediator für die Verständigung zwischen Deutschen, Polen und Litauern werden. Ihre Einladung freut mich, doch bin ich zu dieser Zeit bereits im Urlaub. Ihrem Treffen wünsche ich die Freude über den Reichtum der verschiedenen Kulturen und Traditionen und ein gesegnetes Miteinander.

Mit allen guten Wünschen und Segensgrüßen

Ihr



Dr. Robert Zollitsch
Erzbischof


Apostolischer Visitator
Danziger Katholiken in Deutschland

27796 Hude, 606 25. Juli 2008
Parkstr. 62

Telefon: 04403/80 93 75
Telefax: 04403/80 93 81
e-mail: A.VISITATOR@MATHISSET-online.de

Herrn
Wolfgang Nitschke
z. Zt. auf der Jugendburg Gemen

Sehr geehrter Herr Nitschke,

die Frage nach Religion und Werten stellt sich in zunehmendem Maße immer eindringlicher für alle Menschen, besonders für die jungen Menschen. Die Rede des amerikanischen Politikers Obama in Berlin zeigte das sehr eindringlich. Er unterstrich den unsaufgebaren Wert der Freiheit. Wir älteren Zeitzeugen haben noch erlebt, was es heißt, seine Gedanken und Worte so zu ordnen, dass sie nicht nach draußen dringen. In Europa ist dieser Gesinnungsterror gottlob vorüber und wir hoffen, dass solche Dinge nicht wiederkehren. Auch Jesus Christus musste diesen Terror ertragen. Da heißt es in der Schrift: man wolle ihm eine Falle stellen (Math. 22,15).

Daneben gibt es auch die Freiheit der Kultur. Diese hat unmittelbar mit der Identität des Einzelnen zu tun. Wem die Sprache verboten wird, verliert Wesentliches in seinem Menschsein. Die Kirche war nicht immer, aber doch überwiegend daran interessiert, dass die kulturellen Wurzeln auch in die Religion dringen mögen. Die Achtung vor den anderen gebietet uns, die eigene Kultur nicht als das Maß aller Dinge anzusehen.

Diesen Respekt werden wir nie aus uns selbst entwickeln können. Dass kann nur der Geist Gottes, der die Welt aus dem Nichts schuf und das Angesicht dieser Erde erneuern kann. Papst Benedikt XVI. hat das in seiner bedeutsamen Predigt an die Jugend der Welt in Sydney dick unterstrichen.

So wünsche ich Ihnen und allen Teilnehmern aus allen Ländern, Kulturen und religiösen Überzeugungen die Gnade des hl. Geistes. Er kann uns führen, damit wir alle in einer uns wertvollen Welt leben können.

Mit herzlichen Grüßen und Segenswünschen
Ihr Prälat





PREZYDENT MIASTA GDAŃSKA

KP-IV/0717/53/08/JMu

Gdańsk, den 2.7. Juli 2008

HERRN WOLFGANG NITSCHKE
Adalbertus-Werk e.V.
Bildungswerk der Danziger Katholiken
amtierender Vorsitzender
Adalbertus-Jugend - Geschäftsführer
GANGHOFERSTR. 58
80339 MÜNCHEN
DEUTSCHLAND

Sehr geehrter Herr Nitschke,

Ich möchte Ihnen für Ihren herzlichen Brief vom 9. Juli und die Einladung zum Gementreffen sehr danken. Zu meinem Bedauern, ist es mir, aufgrund anderer wichtiger Verpflichtungen in diesem Jahr nicht möglich, an dem 62. Gementreffen bei Borken in Westfalen teilzunehmen.

Ich möchte Ihnen die Glückwünsche der Bürger der Stadt an der Mottlau für eine erfolgreiche Veranstaltung in Gemen übermitteln. Das Adalbertus-Werk e.V. und die Adalbertus-Jugend leisten im Rahmen der Gementreffen bei Borken in Westfalen einen hervorragenden Beitrag für die deutsch-polnische Verständigung.

Besonders freue ich mich darüber, dass Dank der Arbeit, die Sie in Gemen leisten, eine Danziger Kirche renoviert wird. In Würdigung Ihrer Arbeit für die Begegnungen und den Dialog zwischen Deutschen und ihren osteuropäischen Nachbarn ist es mir eine Ehre und das wahre Vergnügen, Ihnen dieses Grußwort zu übersenden.

Mit freundlichen Grüßen,

Präsident der Stadt Gdańsk

Pawel Adamowicz

80-803 Gdańsk, ul. Nowe Ogrody 8/12
Tel.: 058 / 323 62 03 Fax: 058 / 3236283

E-mail: zosz@gdansk.gds.pl
Internet: http://www.gdansk.pl



■ *Angeregtes Gespräch und frohe festliche Stimmung prägten den Empfang im Anschluss an die Festliche Stunde.*

Rechts: Oberkreisdirektor a. D. Raimund Pingel und seine Gemahlin, die uns seit vielen Jahren verbunden sind, gemeinsam mit Pfr. Stanislaus Wischnewski (li.).



Ernst-Wolfgang Böckenförde und Janbernd Oebbeke haben sich in jüngerer Zeit verschiedentlich dazu geäußert. Kann ein neutraler Staat eine allgemeine, unterschiedslose „Religionshege“ als Modell gegen die Alternative Laizismus setzen? Ist die völlige Gleichrangigkeit der Religionen bei völlig neutralem Staat möglich?

Das einleitend zitierte Urteil spricht davon, dass die *Denktraditionen, Sinnerfahrungen und Verhaltensmuster*, die dem Kreuzzeichen zugrunde liegen, dem Staat nicht gleichgültig sein können. Wenn die Religion die Grundlagen des Staates festigen sollen, die er selbst nicht garantieren kann, dann muss man von jeder Religionsgemeinschaft die Propagierung und Vermittlung dieser Werte verlangen.

Neue Kulturen im Zusammenleben bringen eine neue Vielfalt, die zu verarbeiten und zu integrieren ist. Die Bedeutung der Religion ist darin heute eher wachsend. Das Christentum als supranationale Bewegung kann hier in seiner Lehre von Toleranz und Nächstenliebe eine Hilfe zum friedlichen Zusammenleben darstellen. Integration des Fremden ohne Ausgrenzung ist mit einer dynamisch verstandenen, klaren Identität leichter möglich.

Für die in Deutschland lebenden Menschen anderer Kulturen stellt sich die Frage nach dem Grad der Integration in eine als fremd erfahrene Kultur. Hier entwickeln sich neue kulturelle Formen, die die unterschiedlichen Traditionen und Religionen in ein friedliches

und gegenseitig förderliches Miteinander bringen können.

Kulturelle Bildung kann einen Beitrag zur Verständigung leisten; nicht indem man die Unterschiede einfach negiert, sondern indem man Identität über Kultur vermittelt. Es gibt in der jüngeren Zeit eine Reihe von spektakulären Projekten der kulturellen Bildung von Kindern und Jugendlichen. Ein besonders prominentes (allerdings auch sehr hoch gefördertes) war die Erarbeitung eines Balletts mit Hauptschülern zum „Sacre du printemps“ von Strawinsky in Berlin, das unter dem Film-

■ *Ein Vorstandsamt im Adalbertus-Werk e.V. verlangt professionelle Erfüllung aller Aufgaben in allen Lebenslagen – auch beim Empfang.*





Borkener Zeitung
vom 29. Juli 2008

Kultur ist nicht statisch – in einem dynamischen Prozess erneuert sie sich und erreicht besondere Qualität in der Auseinandersetzung mit dem Anderen. In der Welt der Künste und der Kulturformen gibt es keine Kämpfe, sondern Adaptionen und Assimilierungen, gibt es produktive Synthesen.

Die Sicherung und Bewahrung der großen Leistungen des Kulturerbes ist die gesamtgesellschaftliche Aufgabe eines sich als Kultur-nation verstehenden Landes.

Im Sinne einer modernen Kontinuitätskultur ist die die Anknüpfung an das christliche Erbe und an die Verhältnisbestimmung zu anderen Religionen und Kulturen eine dringliche Gegenwartsaufgabe, denn das Erbe ist nicht als ein sicherer Schatz zu hüten, sondern ist immer neu in jeder Generation anzueignen.

„Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es um es zu besitzen!“ – das gilt auch für die kulturelle Überlieferung.

Hauptaufgabe der Kirchen bleibt die Vermittlung der Bibel, der Kirchengeschichte und des Glaubenswissens. Der frühere Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz Karl Kardinal Lehmann sagt das so: „Was die Kirche zuerst tun muss, ist das, was ihre ureigenste Aufgabe ist und was sie täglich vollzieht: die Verkündigung des Evangeliums“.

Die Kirchen haben auch ein Interesse an der kulturellen Bildung im übergreifenden Sinne. Auch sie weisen auf die Notwendigkeit hin, Kindern und Erwachsenen die Sprache der Kunst nahe zu bringen, Sensibilität und Lesefähigkeit zu schulen. Denn die künstlerische Erfahrung steht der religiösen nahe.

Die Frage nach dem Christlichen kann zu einer Brücke zwischen den Kulturen werden. Die Bischofssynode für Europa hat 1991 festgestellt: „Die Neu-Evangelisierung ist kein Programm zu einer sogenannten Restauration einer vergangenen Zeit Europas, sondern sie verhilft dazu, die eigenen christlichen Wurzeln zu entdecken“.

Zu wissen, woher man kommt und auf welchem Grund man steht, schafft die Freiheit, sich dem Anderen zu öffnen. Aus einer klaren Beheimatung der Menschen in Europa kann sich die Fähigkeit zum Dialog entwickeln, denn: „Heimatlosigkeit ist die Wurzel des Fundamentalismus.“

Vielen Dank!

Flieder für Frieden und Verständigung

Festakt beim 62. Treffen der Danziger Katholiken

Gemen (pd). Ein sichtbares Zeichen haben die Danziger Katholiken bei ihrem 62. Treffen auf der Jugendburg Gemen am Sonntag gesetzt. In Erde aus Düsseldorf, Danzig/Gdansk (Polen), Klaipeda (Litauen) und Brüssel wurde ein Bogenflieder gepflanzt als Zeichen für Frieden und Versöhnung zwischen den Völkern. Seit Luther gebe es kaum ein zukunftsfruchtigeres Zeichen als einen Baum zu pflanzen, lobte die stellvertretende Landrätin des Kreises Borken, Gabriele Wahl, diese Aktion.

Im anschließenden Festakt hielt der nordrhein-westfälische CDU-Landtagsabgeordnete Dr. Thomas Sternberg das Festreferat zum Thema „Religion und Werte im Europa der Zukunft“. Er betonte, dass Kultur und Religion zu un-

terscheiden sei, auch wenn sich beides gegenseitig beeinflusse und befruchte. Seine These: „Die europäischen Nationalkulturen sind ein Konstrukt des 19. Jahrhunderts.“ Im Wesentlichen habe sich die Kultur Europas in Musik, Kunst und Literatur über die nationalen Grenzen hinweg entwickelt. Das gemeinsame Erbe habe sich im europäischen Raum aus der Inkulturation des Christentums und den Rückgriff auf die römisch-griechische Antike entwickelt, und zwar vom Atlantik bis zum Ural. „Europa ist vor allem eine kulturelle Größe“, sagte Sternberg und warnte davor, nur auf die wirtschaftliche und politische Integration zu setzen.

Die Republik Polen war beim Festakt durch Jakob Wawrzyniak, den Vizekon-

sul des Generalkonsulats in Köln, vertreten. Er hob die völkerverständigende Leistung solcher Treffen zwischen den Nationen hervor, wie sie das Adalbertus-Werk und die Adalbertus-Jugend seit Jahren veranstalteten.

Fünf Tage lang beschäftigten sich beim 62. Gementreffen rund 140 Teilnehmer aller Generationen aus Polen, Deutschland und Litauen mit der Frage nach Religion und Werten in Europa (die BZ berichtete). Besonders eindrucksvoll seien die Gespräche mit Jugendlichen, die eine fremde Religion im Ausland erlebten, und mit Migranten gewesen, deren Religion einen wichtigen Aspekt für ihre Auswanderung nach Deutschland darstellten, heißt es in einer Pressemitteilung.



Als Zeichen der Versöhnung zwischen den Völkern pflanzte der Vorsitzende des Adalbertus-Werkes, Wolfgang Nitschke (Mitte), sowie zwei Vertreter der polnischen Danziger einen Bogenflieder vor der Orangerie der Jugendburg Gemen. Foto: pd



„Singt dem Herrn alle Völker und Rassen“

Unter diesem Motto stand der kulturelle Donnerstagabend des Gementreffens. Das Lob Gottes hat von je her eine lange Tradition in der Musik. Da sind die Lobpsalmen des Alten Testaments, die die textliche Grundlage bieten oder auch die Teile des Ordinarium Missae „Gloria“ und „Sanktus“, die das Lob Gottes ausrufen.

In einer Mischung aus Musikbeispielen und mit dem Zuhörerkreis gesungenen Liedern wurde das Programm gestaltet.

An diesem Abend unterstützten Pater Diet-

hard Zils OP, der in vielen Ländern Europas Lieder gesammelt hat, und Dr. Andreas Peters als immer wieder gern gesehener Pianist das Programm.

Die akustischen Beispiele spannten einen großen Bogen quer durch die Jahrhunderte und die musikalischen Gattungen sowie auch über Europa hinaus nach Südamerika und Afrika: Die Vertonung des Psalms 98 „Cantate Domino“ von dem Danziger Komponisten Andreas Hakenberger (17. Jh.) eröffnete die Reihe. Daneben stand Macej Wronowicz als Vertreter

des polnischen Barock, er komponierte ein „Laudate Dominum ...“ (PS 116), es erklang ein Ausschnitt aus dem „Te deum“ von William Croft, dem englischen Komponisten des Spätbarock, oder auch der Anfangsteil von Antonin Dvořáks „Gloria“ aus der D-Dur Messe. Eher melancholisch mutete der Psalm 104 „Lobe den Herrn meine Seele“ aus der Feder des zeitgenössischen estnischen

Komponisten Cyrillus Krek an, das „Cantate Dominum“ des 1956 geborenen litauischen Kollegen Vitautas Miskints war da viel intensiver.

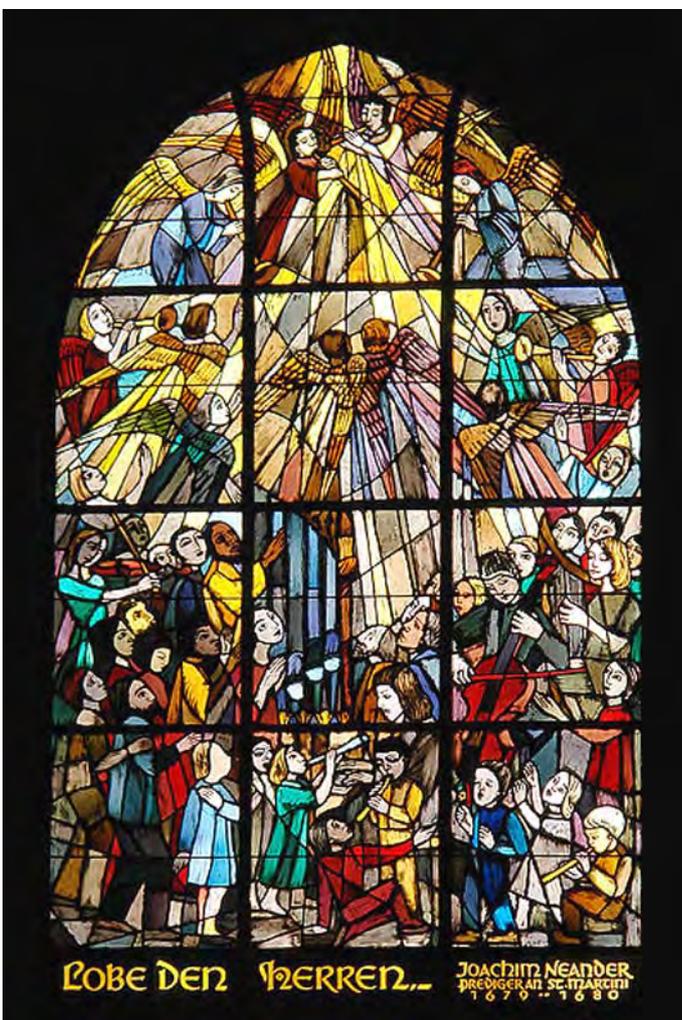
Mit dem „Gloria“ der in den 50er Jahren im Kongo entstandenen „Missa luba“ und dem der in den 60ern in Lateinamerika von Ariel Ramirez verfassten „Missa criolla“ wurden die Beispiele abgeschlossen.



■ *Der Komponist der Missa Criolla Ariel Ramirez (geb. 1921).*

Mit viel Freude und Begeisterung nahmen die Zuhörer ihre Rolle als Mitwirkende an und ließen sich im Wechsel mit den Beispielen darauf ein, alte und neue Loblieder auch selbst zu musizieren. „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren...“ eröffnete den Reigen, gefolgt von G. Ph. Telemanns großartigem Kanon „Ich will den Herren loben allezeit...“. Eine französische Fassung des 100. Psalms wurde einstudiert, genauso wie die aus der polnischen Hochrenaissance bis heute gebräuchliche Fassung des Psalms 29, der polnische Text stammt von Jan Kochanowski und die Musik von Mikołaj Gomółka. Ein flämisches Loblied „Zingt Jubilate...“ und eine lettisches „Laudate Dominum...“ waren darunter ebenso wie zwei Lieder, die im Liederbuch des Weltjugendtages zu finden sind: „Cantemus in viis Domini...“ und „Lob sei Dir Gott...“. Jenes Lied, welches Peter Janssens vor fast 40 Jahren komponierte und das dem Abend sein Motto gab, rundete einen frohen und musikalisch farbigen Abend ab.

Viola Nitschke-Wobbe



■ *Das sogenannte „Neanderfenster“ aus der St.-Martini-Kirche zu Bremen, zu Ehren des großen Joachim Neander, des Schöpfers von „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren...“.*

Kinderprogramm



Engel in Gemen

Leider waren wir in diesem Jahr nicht so viele Kinder, die sich mit dem Thema „Was glaubst du – was glaub ich? Religionen in Europa“ in Gemen beschäftigt haben. Schön war aber, dass meine Freundin Ola aus Danzig wieder dabei war und wir beide in dem Atelier mit Ela (Mulas), Ingrid (Henseler), Christine (Willert) und Regine (Gollmann) viele tolle Techniken ausprobieren konnten.

Gleich am Mittwochnachmittag durfte ich Ela helfen, das Atelier für unsere „Engelwerkstatt“ vorzubereiten.

In dem einen Raum, unserer Werkstatt, gab es viele Materialien zum Drucken für eine Monotopie, für das Stanzen in Metallfolie mit Prickelnadeln, für Malen und Aquarellieren usw. Im zweiten Raum haben wir Tücher und Kerzen in gefalteten Sternleuchtern, Bücher zum

In der Halle der Burg haben wir am Mittwoch außerdem dann noch Stellwände für eine kleine Ausstellung aufgebaut, die in den Tagen mit allen neuen Arbeiten von uns und den jüngeren Jugendlichen und anderen Teilnehmern immer größer wurde. Am Anfang hat Ela dort die Malereien der Jugendlichen von der letzten Adventstagung ausgestellt und nach und nach kamen unsere Drucke und Bilder und die Kostüme der Vorführung am Freitagabend dazu. Und am großen Kamin hingen dann am Sonntag ganz viele Engel aus Goldfolie.

Am Donnerstag gab es dann für uns Kinder noch etwas Besonderes, weil Ela uns das Aquarellmalen erklärt hat und wir es dann wiederum ausprobieren durften.

Mir hat gut gefallen, dass in den Pausen auch Erwachsene in die Werkstatt gekommen sind und mitgemacht haben und dass die jüngeren Jugendlichen auch mal mit uns gemeinsam gearbeitet haben.

Ich wünsche mir, dass wir dies im nächsten Jahr auch wieder so machen können,

und die Ausstellung in der Halle war am Ende so bunt und interessant, dass alle sehen konnten, wie schön unser Kinderprogramm gewesen ist. Und dies kann man ja an unseren Engelbildern auch jetzt noch feststellen.

Angela Wobbe



Thema und Bilder aus Elas Werkstatt aufgebaut. Hier war es ganz schön – auch gemütlich und einladend zum Zuhören und still werden. So haben wir an einem Tag auch die Geschichte von Opas Engel gelesen. Das hat mir schon viel Spaß gemacht.



Jugendprogramm

„Was ist Gemen?“

Eine typische Frage am Anfang des Sommers lautet oft: „Und wohin fährst du in den Urlaub?“ Wenn ich dann antworte, dass ich nach Gemen fahre, schließt sich direkt die nächste Frage an. „Gemen was ist das denn?“

Was ist Gemen eigentlich?

Eine Kirchenfreizeit? Eine Gruppenreise in die Nähe von Borken oder gar Bildungsurlaub?

Etwas von alldem sicher, aber doch eigentlich viel mehr. Am besten wird es wohl deutlich, wenn man über die Ankunft und die Abreise nachdenkt...

Sobald man aus dem Auto aussteigt, hört man ein freundliches „Hallo“. Noch bevor man Gelegenheit hatte die Jugendburg von innen zu betrachten, um zu sehen, ob noch alles beim Alten ist, hat man schon ein Dutzend sowohl gut bekannter als auch ganz neuer Gesichter begrüßt.

Ist es dann nach fünf Tagen soweit, dass es Abschied nehmen heißt, gehören viele der neuen Gesichter schon zu den Bekannten und entsprechend lang dauert es, sich von allen Freunden zu trennen.

Das ist Gemen: Alte Freunde treffen und Neuen begegnen. Das Programm ist manchmal nur Beiwerk. Obwohl, das muss gesagt sein, es in diesem Jahr zum 62. Gementreffen ein sehr gelungenes Beiwerk war.

Nach der obligatorischen Kennenlernrunde mit Burgpädagogin Anne Mahr startete das Programm „Religion erleben“ unter anderem mit einem Vergleich von Christentum, Islam und Judentum von Siegfried Thesing, dem Rektor der Jugendburg.

Sprachbarrieren wurden, so gut es ging, von Inga Bartke auf der litauischen und Michael Saga auf der polnischen Seite überwunden. Die Erkenntnis, dass wir Jugendlichen auch auf Englisch miteinander reden könnten, kam leider erst gegen Ende des Gementreffens, wird dafür aber in den kommenden Jahren vielleicht einige Zeit und Arbeit sparen.

Ein sehr interessanter Programmpunkt war außerdem das Thema „Ehe und Abtreibung“. Da es sich rausstellte, dass in der Hinsicht nur minimale Unterschiede zwischen den meisten Jugendlichen herrschten. Ob Pole, Litauer oder Deutscher, in unseren grundsätzlichen Werten sind wir ähnlicher als vielleicht vermutet.

Der Filmabend mit „Just a Kiss“ hat das Programm dann sehr schön abgerundet und reichlich Gesprächsstoff für die ein oder andere Diskussion in der Orangerie geboten, wo die Abende in Gemen bekanntermaßen am besten ausklingen.

Eine tolle Neuerung gab es am Freitag im Programm 1, denn am Morgen wurde es von einigen Jugendlichen bestritten. In einer Diskussionsrunde berichteten die jungen Leute von ihren Erfahrungen mit fremden Religionen, die sie bei längeren Auslandsaufenthalten gesammelt hatten.

Die anschließende Fragerunde, die gar nicht enden wollte, hat gezeigt, wie gut das Programm vor allem auch von den erwachsenen Zuschauern aufgenommen wurde.

Spannend und für die gesamte Gruppe von insgesamt über 30 Jugendlichen dreier Nati-

onen eine tolle Erfahrung war der Niedrigseilgarten im Wald hinter der Burg, den wir Samstagnachmittag erkunden durften.

Es galt Seile, Lianen, Planken und eine wackelige Brücke zu überwinden, ohne auf den Boden zu fallen. Der Ehrgeiz der Gruppe war schnell geweckt. Doch zuerst hieß es geschickt zu planen, denn es galt gemeinsam die Hindernisse zu überqueren ohne Hilfestellung vom Boden. Dank guter Zusammenarbeit wurde der Parcours selbstverständlich von allen gemeistert. Wenn man der Burgpädagogin glauben darf, war es sogar eine Rekordzeit.

Was bleibt nach sechs langen Tagen und fünf kurzen Nächten vom Gementreffen? Ein schönes Programm, tolle Leute und neue



Litauische Gruppe beim 62. internationalen Treffen in Gemen

Die lang anhaltende Kooperation zwischen dem Jugendzentrum Klaipėda und dem Adalbertus-Werk e. V. und der Adalbertus-Jugend ergibt in jedem Jahr eine Gelegenheit, dass eine litauische Gruppe eine internationale Jugendbegegnung in Gemen besucht. Dieses Jahr ist unsere Gruppe zum 62. Gementreffen „Religion und Werte in Deutschland und Ostmitteleuropa“ eingeladen worden. Sieben im Jugendzentrum aktive Jugendliche aus Klaipėda nahmen teil und begegneten den Gruppen aus Polen und Deutschland.

Das Thema dieser Tagung war äußerst aktuell und interessant. Die verschiedenen Religionen zu kennen, ist sehr wichtig, wenn man an die Globalisierung der Welt denkt. Mehr Religionen zu kennen, ermöglicht Achtung und Toleranz anderen Ländern und Gesellschaften gegenüber. Die jungen Leute folgten interessiert den Vorträgen und Aktivitäten. In Gemen – einem so schönen und friedlichen Platz – können junge Leute ihre Ansichten und Positionen mit älteren Menschen austauschen.

Eine Besonderheit des Gementreffens, das gemeinsame Gebet mit den Priestern, vereinigte ältere und jüngere Leute. Akvile Sileikaite aus Klaipėda unterstrich dies Anliegen,

in dem sie die Hl. Messe am Samstagabend auf der Gitarre begleitete. Akvile und Kotryna sind übrigens Künstlerinnen vom Kunststudio „Varsa“, die hoffen, im kommenden Jahr ihre Bilder mit nach Gemen mitzubringen.

Der größte Moment des Gementreffens war das gemeinsame Pflanzen des „Baumes für Frieden und Versöhnung“ am Sonntagmorgen. Jedes Teilnehmerland hatte Erde aus seiner Heimat mitgebracht. Wir hoffen, dass dieser Baum wächst und immer an die Ge-



■ Begrüßung einiger litauischer Gäste bei der Ankunft vor der Orangerie durch den Vorsitzenden Wolfgang Nitschke: Deimante Jaugaite (Mitte), Kornelija Stasiulinė (rechts).

Bekannte auch außerhalb von Deutschland. Natürlich nicht zu vergessen, jährlich wiederkehrenden Highlights wie der Bunte Abend, Entengeschnatter den ganzen Tag am Burggraben, traumhaftes Wetter und natürlich die Vorfreude aufs nächste Jahr.

Henning Hochrinner

■ **Rechts:** Etwa die Hälfte der Danziger Teilnehmergruppe posierte zu einem Abschiedsfoto vor der Burg. ■ **Unten:** Nina Henseler (li.) und Deike Schicho (Mitte) – beide vom Leitungsteam des Jugendprogramms – während der Gruppenarbeit mit Nadia Benameur. ■ **Unten rechts:** Ein Abschied bis zum nächsten Treffen – die Gruppe aus Klaipėda.



schichte der Freundschaft von Deutschen, Polen und Litauern erinnert.

Zum Abschluss des Treffens luden die Organisatoren alle Teilnehmer zum Wortgottesdienst in den Burghof ein. Dort teilten wir gesegnetes Wasser, Traubensaft und Brot und sangen gemeinsam das Gotteslob.

Wir bedanken uns für die große Organisationsleistung von Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend, die ausgezeichnete Unterbringung und schmackhafte Nahrung. Aber nichts kann die aufrichtige und herzliche Beziehung zwischen den deutschen Organisatoren und Jugendlichen und den Gruppen aus den Gastländern überbieten. So sahen wir die Schönheit der Jugendburg Gemen durch Abschiedstränen, als wir wieder heimfahren mussten. Mit großer Anerkennung für das 62. Gementreffen bedanken wir uns bei Wolfgang Nitschke und Adalbert Ordowski. Großer Dank gilt auch unserer tollen Dolmetscherin Inga Bartke.

Der Direktor des Klaipėda Youth Centre, Aleksas Bagdonavicius, sagt, dass solche Treffen wie in Gemen den Weg zu einem weiteren Verständnis für den Auftrag der Jugend in der Zukunft der Europäischen Union ebnen. Das Jugendzentrum Klaipėda steht bereit und freut sich auf weitere Begegnungen zwischen Deutschen, Polen und Litauern.

Kornelija Stasiulienė
Leiterin der litauischen Gruppe

Brief aus Dankbarkeit

Klaipėda 14. 8. 2008

Herrn Wolfgang Nitschke,
Herrn Adalbert Ordowski,
Adalbertus-Werk e. V. – Bildungswerk
der Danziger Katholiken,
Adalbertus-Jugend – Katholische
Jugend aus Danziger Familien,

das Jugendzentrum Klaipėda (Litauen) bedankt sich sehr herzlich für die Organisation des internationalen Treffens in Gemen 2008. Die Jugendgruppe aus Litauen hat bei diesem Projekt große Erfahrungen gemacht. Die Inhalte und Aktivitäten über Religion und Werte haben das Interesse der jungen Menschen aus Polen, Deutschland und Litauen geweckt. Wir sind froh über die lang anhaltende Kooperation zwischen dem Adalbertus-Werk und dem Jugendzentrum Klaipėda.

In Anerkennung für alle Erfolge, die Sie in dem Bemühen haben, jungen Menschen ihre Geschichte und Kultur besser kennen zu lernen, hoffen wir auf weitere Kooperation in der Zukunft.

Wir bedanken uns, dass Sie uns ausgewählt haben.

Wir wünschen viel Erfolg für alle Projekte in der Zukunft und freuen uns auf weitere internationale Freundschaft und Kooperation

Aleksas Bagdonavičius

Direktor des Jugendzentrums Klaipėda





Schwere Arbeit unter Tage

Polnische Gäste im Bergwerkmuseum Bochum

Die Arbeit und Atmosphäre des Bergwerks Bochum, das seit einigen Jahrzehnten geschlossen und zu einem Museum umgebaut ist, hinterlässt bleibende Eindrücke bei den rund 50 Besuchern aus Polen. Durch eine kurzfristige Verschiebung der Flugzeit von Seiten der Fluggesellschaft mussten die ursprünglichen Pläne, einen ganzen Tag lang nach Recklinghausen zu fahren, aufgegeben werden. Das Bergwerkmuseum Bochum eignete sich auch für die drei zur Verfügung stehenden Stunden als ein lohnendes Ziel.

(Anm. der Redaktion: der Bergbau im Ruhrgebiet hat auch eine große deutsch-polnische Vergangenheit, weil Ende des 19. Jahrhunderts viele Polen, die nach den polnischen Teilungen Bürger des Deutschen Reiches waren, als Bergmänner oder Hüttenarbeiter ins Ruhrgebiet kamen. Die sogenannten „Ruhrpolen“ sind durch ihre Nachkommen im Ruhrgebiet noch heute präsent, was man zum Beispiel durch weit verbreitete polnische Nachnamen merkt: Szepan, Kuzorra, Tibulsky, Kalwitzki, Burdinski, Przybylski, Czerwinski, Urban, Zajons und so weiter. Dies ist kein Auszug aus dem Telefonbuch von Gelsenkirchen, sondern ein Teil der Aufstellung des Fußballclubs Schalke 04 aus den 30er und 40er Jahren des 20. Jahrhunderts.)

Der Besuch begann mit einer Fahrt in den zwei Kilometer langen Stollen. Auf dem Rundgang sind dort in Nischen Werkzeuge, Maschinen und Vorrichtungen aufgestellt, und zum Teil wird sogar vorgeführt, wie sie im Stollen eingesetzt wurden.

Der Besucher spürt die Enge des Arbeitsplatzes, in dem auch noch Kohleabbaugeräte, -maschinen, -walzen und -förderbänder Platz einnehmen. Die Produktionsmengen waren gigantisch. Mit der geförderten Kohle wurden vor allem Elektrizitätswerke und die Stahlindustrie versorgt.

Was alles notwendig ist, um unter der Erdoberfläche Arbeitsbedingungen zu schaffen, zeigen zwei Filme im Museumskino. Bevor überhaupt Stollen in die Erde getrieben werden können, müssen Schächte vorhanden sein, die Menschen und Waren hinauf und hinunter transportieren, Wasser, Abwasser, Frischluft und verbrauchte Luft einleiten bzw. abpumpen. Ebenso sind Schächte für Elektrizität notwendig, um nur einiges zu nennen. Dass jetzt unter Tage Elektrizität und inzwischen sogar Elektronik zum Einsatz kommt, ist ein wahrer Segen, weil es den körperlichen Einsatz verringert. Dennoch war, ist und bleibt die Arbeit des Bergmanns schwer.

Kommt man aus dem Stollen und dem Museumskino, kann man gemütlich durch rund 20 Hallen spazieren, in denen Exponate und Arbeitsgeräte ausgestellt sind sowie Modelle, die zeigen, wie diese zum Einsatz kamen. Die Veränderung bei der Leuchtkraft der Grubenlampen sowie den Abbaumethoden mit Hand-, Sumpf und Ritzeisen über Hacken, Abbauhammer bis hin zu hydraulischen Pumpen werden anschaulich vorge-

stellt. In nur 150 Jahren vollzog sich eine Evolution in der Abbautechnik von mechanisch betriebenen über elektrische bis hin zu elektronischen Geräten. Vor 150 Jahren wurden bei vielen Arbeiten noch Pferde eingesetzt, was die jüngste Teilnehmerin aus Danzig, die sechseinhalbjährige Ola Machola, beeindruckte. Heute werden die Grubenabläufe aus der Computerzentrale gesteuert und überwacht. Dennoch kann nicht auf Menschen unter Tage verzichtet werden, obwohl ihre Körper extremen Belastungen wie Lärm, Hitze und Kohlenstaub ausgesetzt sind und nicht zu verschweigen den Gefahren von Gasexplosionen, Wassereintrüben und vielem mehr.

Zwei Räume des Museums sind den Bergmannsfrauen gewidmet, die anfangs noch über Tage beim Trennen von Stein, Kohle und Edelmetallen mit eingesetzt waren.

In einigen Hallen sind Kostbarkeiten aus Holz, Silber, Gold und Edelsteinen ausgestellt. Vieles ist der heiligen Barbara gewidmet. Die Märtyrerin, die im vierten Jahrhundert lebte, verbarg sich vor ihren Verfolgern in einem Felsen, weshalb sie seit dem Mittelalter von Bergleuten als Patronin und Beschützerin verehrt wird.

Nach den Strapazen der Flugreise von Danzig nach Dortmund war der dreistündige Museumsbesuch einerseits eine Anstrengung, andererseits aber eine aufschlussreiche Entdeckungsreise. Zwar brachten alle das Wissen um die Mühe der Bergmannsarbeit mit, zwei junge Erwachsene hatten sogar Praktika im Stollen absolviert, doch im Bochumer Museum hatte die Vorstellung von der schweren Arbeit für die Teilnehmer ein Gesicht erhalten.

Brigitte Ordowski



Gottesdienste



■ Den Eröffnungsgottesdienst zelebrierte der Rektor der Jugendburg Gemen Siegfried Thesing (Mitte).

■ Beim festlichen Familiengottesdienst in der ev. Johankirche stand das Thema: „Herzenswunsch“ – was ist wichtig für ein glückliches Leben, im Mittelpunkt. Pfr. Paul Magino (Mitte) im Kreis der anwesenden Priester.

■ Pfr. Stanislaus Wischniewski stand der Danziger Vesperandacht in der Klosterkirche vor.



■ „Jubilate deo omnis terra“ – ein Wortgottesdienst zum Lobe Gottes unter Leitung von Pater Diethard Zils OP und Pfr. Paul Magino beschloss die Tagung am Sonntagabend. Die Symbole: einander Gottes Segen zu spenden, Brot und Wein zu teilen und den Samen von Sonnenblumen als Geschenk mit in den Alltag zu geben, standen am Ende der vier Meditationsschritte.

■ Rechts: Pater Dr. Roman Ziola aus Danzig zelebrierte die hl. Messe zum Abschluss am Montagmorgen.



Ein Bilderbogen – Von Mittwoch bis Sonntag



■ Auch in diesem Jahr gab es zum Eröffnungsabend einen spielerischen Auftakt im Burghof, vorbereitet und moderiert von Nina Henseler.



■ „Ein Danzig-Spiel“ war das Motto für den Sonntagnachmittag. Wissenswertes und Vergnügliches über und um Danzig wurde unter der Leitung von Viola Nitschke-Wobbe und Adalbert Ordowski von zwei Mannschaften erspielt. Es gab die Kategorien Geschichte, Aktuell, Spezialitäten, Persönlichkeiten, Wirtschaft-Handel, Kunst-Kultur-Sprache, Spiel und Spaß, in der letzten waren u. a. auch um die Wette ein Puzzle des Rechtstädtischen Rathauses anzufertigen sowie mit Fünf- oder Zweifpfennigstücken der imaginäre „Neptunbrunnen“ zu treffen.





■ Der „Gesellige Abend“. In diesem Jahr war es ein Abend mit besonders guter Stimmung, dem Besuch zweier junger Engel aus dem Kinderprogramm, einer witzigen Musikeinlage der Jugendlichen und der Gelegenheit zum „Plachandern“. Traditionell wurde das Programm mit der Polonaise eröffnet.



■ Zwei Ausstellungen hatte das 62. Gementreffen zu bieten. In der Halle die wachsende Ausstellung aus der kreativen Werkstatt des Kinderprogramms, ergänzt durch Arbeiten von Jugendlichen und Erwachsenen zum Thema „Engel“. In der ersten Etage konnten wir die vom Deutschen Polen-Institut erarbeitete Ausstellung zur Polnischen Geschichte präsentieren.





■ Von links: Gertraud Heinzmann, Ulrich Wobbe, Pfarrer Paul Magino, Wolfgang Nitschke, Adalbert Ordowski, Nina Henseler und Piotr Damrath.

Mitgliederversammlung

Am Samstag, 26. Juli 2008, fand im Rittersaal der Jugendburg Gemen die jährliche Mitgliederversammlung des Adalbertus-Werk e.V. statt.

Im Mittelpunkt standen dabei – neben den Berichten über die laufende Arbeit – drei Themen:

1. Änderung und Ergänzung der Satzung
2. Neuwahl des Vorstandes für die Amtsperiode 2008 bis 2012
3. Anpassung des Mitgliedsbeitrages.

Satzung

Die vom Vorstand angeregte Diskussion unter den Mitgliedern hatte eine sehr positive Resonanz gefunden. Zahlreiche Vorschläge, Formulierungswünsche und Anregungen von Mitgliedern wurden eingebracht. Hierfür noch einmal herzlichen Dank.

Der vom Vorstand daraus formulierte Satzungsentwurf wurde – mit zwei redaktionellen Änderungen – einstimmig angenommen. Gleichzeitig erteilte die Versammlung dem anschließend gewählten neuen Vorstand die Vollmacht redaktionelle Änderungen am Satzungstext vorzunehmen, wenn diese von der Finanzbehörde, dem Registergericht oder der Kirche verlangt werden sollten.

Eine Eintragung der Satzungsänderungen beim Registergericht konnte bislang aber nicht vollzogen werden, weil es noch kirchenrechtlicher Klärungen bedarf. Unter anderem in der Frage, ob die Erzdiözese Köln für uns zuständig ist, da der Vereinssitz innerhalb der Diözese liegt, oder doch die Deutsche Bischofskonferenz, weil wir bundesweit tätig sind.

Der Vorstand befindet

sich in sehr intensiven und vertrauensvollen Gesprächen mit der kirchlichen Arbeitsstelle für Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge sowie mit dem Verband der Diözesen Deutschlands, um die offenen Fragen zu klären. Er wird aber gegebenenfalls in diesem Bereich keinen Gebrauch von seiner Vollmacht machen, sondern die Änderungswünsche der Kirche 2009 erneut der Mitgliederversammlung vorlegen.

Vorstandswahlen

Gewählt wurde nach der bestehenden (alten) Satzung. Zur Wahl standen ein 1. Vorsitzende/r, ein Stellvertreter, ein Kassenwart sowie ein Schriftführer. (Die weiblichen Formen werden erst mit der Satzungsänderung verankert.)

Die Wahl wurde geheim und getrennt durchgeführt – jeder Posten wurde einzeln besetzt.

Zum 1. Vorsitzenden gewählt wurde **Wolfgang Nitschke**

zum stellvertretenden Vorsitzenden **Adalbert Ordowski**

zur Schriftführerin **Dr. Gertraud Heinzmann**

zum Kassenwart **Ulrich Wobbe**

Alle Gewählten nahmen die Wahl an; sie sind somit für vier Jahre gewählt, auch wenn in diesem Zeitraum die neue Satzung mit Eintrag beim Amtsgericht Gültigkeit erlangen wird.

Anschließend erhielt **Pfarrer Paul Magino** als Geistlicher Beirat die Zustimmung und das Vertrauen aller Wähler/innen.

Neben den gewählten Vorstandsmitgliedern gehören dem Vorstand weiter als geborene Mitglieder **Nina Henseler** (Sprecherin der Adalbertus-Jugend) und

Piotr Damrath (Sprecher der polnischen Mitglieder des Adalbertus-Werkes) an.

Ingrid Henseler und **Alfred Ordowski** wurden zu Kassenprüfern für die Amtsperiode bis 2010 gewählt. (Prüfung 2008 im Jahr 2009, Prüfung 2009 im Jahr 2010).

Anpassung des Mitgliedsbeitrages

Die Diskussion um die Festsetzung des Jahresbeitrages ergab, dass künftig jedes Mitglied einen eigenen Beitrag zu zahlen haben wird – Ehefrauen oder Ehemänner sind demnach nicht mehr automatisch Mitglied und Beitragsfrei, da dies nach dem BGB nicht zulässig ist.

Es soll dabei aber die Möglichkeit einer Senkung des Mitgliedsbeitrages im Einzelfall nach vertraulicher Rücksprache und auf Beschluss des Vorstandes hin geben.

Ab 1. Januar 2009 wird der Jahresmindestbeitrag pro Person auf **25,00 Złoty (für polnische Mitglieder) bzw. 30,00 Euro (für deutsche Mitglieder)** angehoben. Die Höhe des Beitrages sowie eine Staffelung für Familienangehörige werden nicht in der Satzung festgelegt, sondern von der Mitgliederversammlung. Das Votum der Versammlung für diesen Sachverhalt wird bei einer Enthaltung angenommen.

Ich bitte Sie/Euch ggf. Daueraufträge anzupassen.

Das ausführliche Protokoll inkl. Satzung geht Ihnen/Euch schriftlich zu, sobald die Eintragung beim Registergericht vorgenommen wurde.

Wolfgang Nitschke



BEITRITTSERKLÄRUNG

Bitte ausschneiden und senden an: **Wolfgang Nitschke Adalbertus-Werk e.V., Ganghoferstraße 58 80339 München** oder per Fax an: **(0 89) 5 02 05 58**

Hiermit erkläre ich meinen Beitritt zum Adalbertus-Werk e.V., Bildungswerk der Danziger Katholiken. Der Mindestbeitrag beträgt **30,00 Euro** für deutsche Mitglieder bzw. **25,00 Zloty** für polnische Mitglieder.

Ich verpflichte mich zur Zahlung eines Jahresbeitrages in Höhe von _____ Euro / _____ Zloty

Name: _____ Vorname: _____ Beruf: _____

geb.: _____ in: _____ Tel.: _____ Fax: _____

Straße: _____ PLZ: _____ Ort: _____

_____, den _____ Unterschrift: _____

(Bitte in Druckbuchstaben ausfüllen)

Die Mitgliedschaft verlängert sich automatisch jeweils um ein weiteres Jahr, wenn sie nicht zum Jahresende gekündigt wird.

Liebe Mitglieder, Förderer und Freunde des Adalbertuswerkes!

Wieder meldet sich der Kassenwart. Wir sind – trotz staatlicher Förderung und straffer Haushaltsführung – auf Spenden angewiesen. Ich möchte Sie daher alle herzlich bitten zu überprüfen, ob Sie Ihren Mitgliedsbeitrag für dieses Jahr schon überwiesen haben. Lässt Ihre Haushaltslage vielleicht noch eine



Spende zu? Wir sind für jede Spende dankbar.

In dieser Ausgabe des **adalbertus-forums** ist nebenstehend ein Überweisungsträger abgedruckt, den Sie verwenden können. Der untere Abschnitt gilt als Spendenquittung (bitte bei Ihrer Bank abstempeln lassen). Für Spenden über 100,- Euro erstellen wir Ihnen eine gesonderte Spendenquittung.

Mit einem herzlichen „Vergelt's Gott!“

Euer Kassenwart Ulrich Wobbe

Die nebenstehende **Zuwendungsbestätigung** bis 100,- Euro zur Vorlage beim Finanzamt gilt nur in Verbindung mit Ihrem Kontoauszug oder dem Kassenzustempel des Geldinstitutes.

Überweisung / Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

Bankleitzahl

Begünstigter (max. 27 Stellen)

ADALBERTUS-WERK E.V. - 40001 DÜSSELDORF

Konto-Nr. des Begünstigten

151966-435

Bankleitzahl

36010043

EUR

Betrag: Euro, Cent

ZUWENDUNGS-BESTÄTIGUNG

BIS EUR 100,-

FA DSSD STNR 1035920 0855

BESCH. V. 08.02.2007

Kontoinhaber/Einzahler: Name, Vorname, Firma, Ort (max. 27 Stellen)

Konto-Nr. des Kontoinhabers

18

Datum, Unterschrift

Überweisung / Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

Bankleitzahl

Begünstigter (max. 27 Stellen)

ADALBERTUS-WERK E.V. - 40001 DÜSSELDORF

Konto-Nr. des Begünstigten

151966-435

Bankleitzahl

36010043

Kreditinstitut des Begünstigten

EUR

Betrag: Euro, Cent

ZUWENDUNGS-BESTÄTIGUNG

BIS EUR 100,-

FA DSSD STNR 1035920 0855

BESCH. V. 08.02.2007

Kontoinhaber/Einzahler: Name, Vorname, Firma, Ort (max. 27 Stellen)

Konto-Nr. des Kontoinhabers

18





Die Ernennungsurkunde für Bischof Dr. Splett

Pius Bischof, Diener der Diener Gottes

Unserm geliebten Sohn Carl Maria Splett, Pfarradministrator der Kathedrale von Danzig, erwählten Bischof der gleichen Diözese, Gruß und apostolischen Segen!

Das Uns trotz Unserer Armseligkeit vom ewigen Hohenpriester übertragene Amt, kraft dessen Wir an der Spitze des christlichen Erdkreises stehen, legt Uns die Pflicht auf, auf das Gewissenhafteste dafür zu sorgen, dass allen Kirchen solche Bischöfe bestellt werden, die verstehen und imstande sind, die ihnen anvertraute Herde des Herrn zu ihrem Heil zu weiden, zu lenken und zu leiten. Da nun die Kathedrale von Danzig, die Uns und dem Apostolischen Stuhl unmittelbar untersteht, durch die Versetzung Unseres ehrwürdigen Bruders, Bischofs Eduard O'Rourke, zur bischöflichen Titularkirche von Sofene gegenwärtig ihres Hirten entbehrt, erwählten Wir nach dem Rate Unserer Brüder, der Kardinäle der Hl. Römischen Kirche, kraft apostolischer Vollmacht Dich für diese Kirche von Danzig und setzen Dich als ihren Bischof und Hirten ein. Ebenso übertragen Wir Dir die Sorge, Leitung und Verwaltung dieser Kirche in geistlichen und weltlichen Dingen in vollem Umfang mit allen Rechten und Privilegien, Lasten und Pflichten, die mit dem Oberhirtenamt verbunden sind.

Entsprechend aber dem, was in Unserem apostolischen Schreiben „Universa Christifidelium“ vom Jahre 1925, 30. Dezember, bestimmt ist, mit dem Wir die Diözese Danzig errichteten, soll es Dir erlaubt sein, die Pfarrstelle an Deiner Kathedrale zur hl. Dreifaltigkeit zu übernehmen, doch mit der Verpflichtung, dort einen geeigneten Vikar oder Administrator anzustellen, der die laufenden Seelsorgeschäfte führt.

Wir wollen aber, dass Du neben den übrigen rechtlichen Vorschriften, ehe Du die Bischofsweihe empfangst und die Diözese kanonisch übernimmst, vor einem katholischen Bischof, der in Frieden und Einigkeit mit dem Apostolischen Stuhl lebt, und den Du Dir selber wählst, das katholische Glaubensbekenntnis und die vorgeschriebenen Eide nach den rechtlich festgelegten Formeln ablegst und diese Eide mit Deiner und

des betreffenden Bischofs Unterschrift und Siegel versehen umgehend an die Hl. Konsistorialkongregation übersendest.

Zu Deiner größeren Erleichterung gestatten Wir Dir, dass Du erlaubterweise außerhalb Roms zum Bischof geweiht werden darfst und zwar von irgendeinem katholischen Bischof unter Assistenz von zwei anderen katholischen Bischöfen, vorausgesetzt, dass diese in Frieden und Einklang mit dem Apostolischen Stuhl leben. Darum geben Wir jenem Unserm ehrwürdigen bischöflichen Mitbruder, den Du dazu erwählst, durch dieses Schreiben gleichzeitig Vollmacht und Auftrag, Dir die Bischofsweihe zu erteilen. Wir verordnen aber strengstens, dass Du, bevor Du das Glaubensbekenntnis und die vorerwähnten Eide abgelegt hast, weder die Bischofsweihe zu empfangen wagst, noch der von dir erwählte Bischof sie Dir erteilt, bei den Strafen, die das Recht dafür bestimmt, falls Ihr diesem Unseren Befehl zuwider handelt. Wir hoffen im Übrigen und vertrauen fest, dass die Kirche von Danzig unter dem gütigen Schutze Gottes durch Deine fleißige Hirtenarbeit und Deinen segensreichen Eifer regiert wird und von Tag zu Tag innerlich und äußerlich Fortschritte macht.

Gegeben in Castel Gandolfo, im Jahre des Herrn 1938, am 13. Juni, im 17. Jahre Unseres Pontifikats.

7 Unterschriften und Siegel.



■ Bischof Splett (r.) und die Konsekratoren nach der Bischofsweihe, 1938.

Erinnerungen an Bischof Splett

Am 24. August 1938, also vor 70 Jahren wurde Dr. Carl Maria Splett zum zweiten Bischof des Bistums Danzig geweiht. Aus diesem Grunde sprachen wir mit dessen erstgeweihtem Priester, Pfarrer Msgr. Johannes Goedeke, über einige Stationen im Leben des Bischofs.

Wie haben Sie von der Ernennung Spletts zum Bischof von Danzig erfahren?

Ich studierte damals noch in Braunsberg und erhielt eine Postkarte vom Olivaer Vikar Romuald Mühlhoff. Die Ernennung von Splett war für uns alle eine große Überraschung. Der Danziger Klerus hatte sich eigentlich Professor Franz Sawicki aus Pelpin als Nachfolger des zurückgetretenen Eduard Graf O'Rourke gewünscht. Doch der Danziger Gauleiter Forster hatte sofort sein Veto eingelegt, weil Sawicki Pole war. Ich kannte Splett schon aus Oliva, da ich dort oft meine Großeltern besucht hatte. Vielen galt er als unnahbar, aber ich hatte ein sehr persönliches Verhältnis zu ihm.

Wie erlebten Sie Spletts Bischofsweihe?

Ich durfte bei der Bischofsweihe schon als Diakon Dienst tun. So habe ich ihn schon damals als Mensch kennen lernen dürfen. Nachdem die Konsekratoren und dann die meist älteren Priester der Reihe nach die Hände aufgelegt hatten und er mit Mitra und Stab feierlich inthronisiert war, konnte er sich der Tränen nicht erwehren. Er musste sie strömen lassen. Weder er noch sonst jemand traute sich, sie zu trocknen. Während dessen sang der Chor: „Ecce sacerdos magnus“.

Bischof Splett legte großen Wert darauf, auch die Seelsorge für die polnischen Katholiken sicher zu stellen. Wie haben Sie das in Erinnerung?

Ja, er legte großen Wert darauf. Ihn, wie im späteren Prozess geschehen, als „Polenhaser“ zu verunglimpfen, war vollkommen an der Realität vorbei. Wir Priester mussten alle Polnisch lernen und bis zum Krieg fanden auch regelmäßig polnische Gottesdienste statt. Ich erinnere mich noch an den Sonntag zwei Tage nach Ausbruch des Krieges. Damals war ich an der Reihe, die polnische Messe in der Kathedrale zu halten. Als die Flugzeuge über unsere Köpfe zogen, fragte ich den Bischof, ob es denn ratsam sei, den Gottesdienst zu halten. Da entschied Splett, dass es wohl besser sei ihn abzusagen, aber nicht weil er etwas gegen Polen hatte, sondern weil er die Gottesdienstbesucher nicht gefährden wollte.

Am 29. Dezember 1956 kam Bischof Splett aus der polnischen Haft frei und in die Bundesrepublik. Wie erfuhren Sie davon?

Das sprach sich wie ein Lauffeuer herum, noch bevor es in der Presse stand. Mit einer Telefonkette waren innerhalb eines Tages



■ **Johannes Goedeke bei der Gedenkfeier seines eisernen Priesterjubiläums, also jenes Tages (5. März 1939), an dem er vor 65 Jahren in der Kathedrale zu Oliva von Bischof Dr. Carl Maria Splett zum Priester geweiht wurde.**

alle Danziger informiert. Ich trieb noch irgendwo eine Flasche Machandel auf und fuhr sofort nach Düsseldorf, wo er mich herzlich als seinen „Primogenitus“, seinen Erstgeborenen, begrüßte. Wir unterhielten und zu zweit den ganzen Abend, natürlich auch über unser Schicksal. Besonders in der ersten Zeit im Strafgefängnis war er arg mal-

trütiert worden. Aber auch ich hatte es in den Jahren der russischen Gefangenschaft nicht leicht gehabt. Danach reiste er ja viel durch die Republik und besuchte seine Danziger.

Splett war auch aktiv am Konzil beteiligt, machte sich unter anderem für das allgemeine Priestertum und die muttersprachliche Seelsorge für Minderheiten stark. Ebnete er durch sein gutes Verhältnis zu den polnischen Bischöfen auch den Weg für den legendären Briefwechsel?

Das kann ich nicht sagen. Ich weiß nur, dass er ein gutes Verhältnis zu den polnischen Bischöfen hatte, wie zu den Polen überhaupt. Er kannte ja den Bischof von Pelplin und Kardinal Wyszyński, und er sprach ja fließend Polnisch. Mehr kann ich zum Konzil nicht sagen.

Wie erlebten Sie dann den plötzlichen Tod des Bischofs am 5. März 1964?

Bischof Splett wollte ja zu meinem silbernen Priesterjubiläum nach Bad Soden kommen. Am Vorabend telefonierte ich noch mit seiner Haushälterin, die mir sagte, dass er den Koffer bereits gepackt hätte. Am nächsten Tag waren wir dann auch mit einer Reihe



■ **Bischof Splett auf dem Danziger Katholikentag in Düsseldorf, 1963.**

Danziger Priester versammelt. Statt der Ankunft unseres Bischofs erreichte uns aber abermals ein Anruf von der Haushälterin mit der Nachricht, dass sie Splett am Morgen tot im Bett aufgefunden hätte. Das war wie ein Schlag. Das Fröhliche meines Jubiläums kam nicht mehr zum Tragen, immer dachten wir an den verstorbenen Bischof. Die Stola, die er mir zugedacht hatte, bekam ich später. Sie befindet sich heute noch in der Pfarrkirche von Bad Soden. Natürlich war ich dann einige Tage später auch bei seiner Beerdigung in Düsseldorf.

Vielen Dank, Pfarrer Goedeke, für die Schilderung Ihrer persönlichen Erinnerungen.

Die Fragen stellte **Adalbert Ordowski**

GERHARD ERB

„Bischof von Danzig in schwerer Zeit“

schildert das Leben und Wirken des zweiten Danziger Bischofs Dr. Carl Maria Splett. Als 40-Jähriger übernahm er in dem politisch vom Nationalsozialismus bestimmten Freistaat Danzig diese brisante Aufgabe zwischen der deutschen und der polnischen Nation. Die Schwierigkeiten, dieses Bischofsamt in der NS-Zeit und zudem – ab 1939 – auch als Administrator der Diözese Kulm ein zweites Bistum zu führen, stellt die Broschüre in konzentriertem historischem Überblick dar. Ebenso werden die Umstände des vom polnischen Staat 1945/46 gegen Splett geführten Schaulprozesses, der vorangegangenen Inhaftierung und der sich bis 1956 anschließenden unmenschlichen Einzelhaft geschildert.

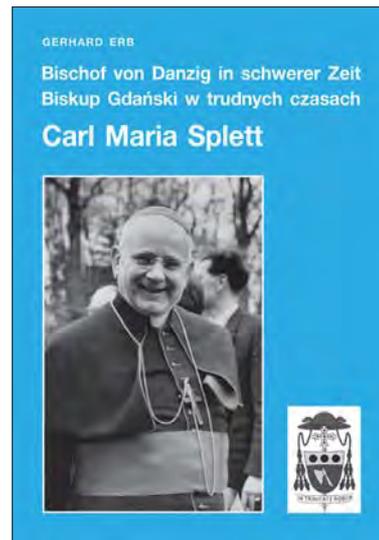
Abschließend sind drei Kapitel den Themen des bischöflichen Wirkens zwischen 1957 und 1964 in der Bundesrepublik Deutschland – besonders in Düsseldorf, wo der Bischof

in der St.-Lambertus-Kirche auch begraben wurde – der Wahrnehmung bischöflicher Funktionen für die vertriebenen Danziger Katholiken und seiner Konzilsteilnahme 1963 sowie der offenen Frage einer nötigen Rehabilitierung Spletts durch den polnischen Staat gewidmet.

Die komplett zweisprachig gestaltete Broschüre soll kompakt informieren und eine bemerkenswerte Persönlichkeit des deutschen kirchlichen Lebens der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorstellen, die im Grenzland zwischen Deutschen und Polen

■ Bestellungen bitte

per Post: Verlag Wilczek,
An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf
per Fax: (02 11) 15 30 77
per E-Mail: wilczek.verlag@t-online.de



in politisch brisanten Zeiten wirkte. Bisher unveröffentlichte Bilder und Dokumente aus dem Archiv des Adalbertus-Werkes e. V. illustrieren den Text.

■ **Gerhard Erb: Bischof von Danzig in schwerer Zeit – Carl Maria Splett.** Herausgeber: Adalbertus-Werk e. V. – Bildungswerk der Danziger Katholiken. Verlag Wilczek, 11,90 Euro inkl. Versandkosten (Deutschland), zzgl. 3 Euro (sonstige Länder). ISBN-13: 978-3-00-019324-8, 2006, 92 Seiten, cellophaniert, 2-sprachig deutsch/polnisch, mit zum Teil bisher unveröffentlichten Fotos und Dokumenten.

BESTELLSCHEIN

Hiermit bestelle/n ich/wir _____ Expl. „Bischof von Danzig in schwerer Zeit – Carl Maria Splett“ zum Preis von 11,90 Euro inkl. Versandkosten (Deutschland), zzgl. 3 Euro (sonstige Länder). Ich/Wir verpflichte/n mich/uns die Zahlung unmittelbar nach Rechnungserhalt vorzunehmen.

Name, Vorname

Straße, PLZ, Ort

Datum, Unterschrift



Brückenbauer für die Gesellschaft

Gottesdienst für Aussiedler und Vertriebene beim Katholikentag

Im Rahmen des 97. Deutschen Katholikentages in Osnabrück hatte wie schon auf früheren Katholikentagen die Arbeitsgemeinschaft Katholischer Vertriebenenorganisationen (AKVO) zu einem Gottesdienst eingeladen. Die Messe für Vertriebene und Aussiedler im Anliegen um Frieden und Versöhnung wurde am Samstag, den 24. Mai 2008 um 13 Uhr in der Wallfahrtskirche St. Johannes in Rulle gefeiert. Die Wallfahrtskirche rund 6 Kilometer von Osnabrück entfernt ist ein Ort, an dem sich seit Jahren die Mitglieder des Hedwigwerks Osnabrück treffen. Leider war dieses Mal der Gottesdienst wegen Terminschwierigkeiten nicht mehr ins Programmheft aufgenommen worden.

Dennoch hatten über 100 Personen den Weg nach Rulle gefunden – per Bus, Pkw, Fahrrad oder gar zu Fuß. Den meisten war es ein Anliegen, dabei zu sein und sich ein wenig abseits vom großen Treiben in Osnabrück in ruhiger Umgebung auf den feierlichen Gottesdienst einzulassen. Besonders gespannt waren viele auf die Predigt des erst vor kur-

zem ernannten Visitators für die Katholiken aus den GUS-Staaten, Dr. Alexander Hoffmann, der auch Hauptzelebrant war. Den Gottesdienst beging er in Konzelebration mit den Visitatoren Prälat Dr. Wolfgang Grocholl (Branitz), Prälat Dr. Lothar Schlegel (Ermeland), Großdechant Franz Jung (Glatz und Breslau) und weiteren Priestern. Der Leitsatz seiner Predigt lautete: „Unsere Gesellschaft braucht Brückenbauer, damit sie nicht zerfällt. In Christus kann diese Aufgabe angegangen werden und auch gelingen.“

Nach dem Gottesdienst stand auf dem Gelände des benachbarten Jugendhauses Maria Frieden im großen Zelt der Pfadfinder, die sich tagsüber in Osnabrück aufhielten, Kaffee und Kuchen bereit, die zur Begegnung und zum lockeren Austausch einluden. Besonderer Dank für die Organisation des Treffens gilt Ursula Goldberg vom St. Hedwigswerk Osnabrück. So wurde dieser Tag zu einer wertvollen Begegnung für alle Beteiligten.

Christa Faber, Adalbert Ordowski

„Seid dankbar für die Kompetenz der Brückenmenschen!“

Ansprache von Dr. Alexander Hoffmann während des zentralen Gottesdienstes für Vertriebene und Aussiedler beim Katholikentag in Osnabrück 2008

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben!

Bei einer Tagung der Vertriebenen und Aussiedler kamen wir abends zu einer gemütlichen Runde zusammen. Mehrere kleine Gruppen bildeten sich, angeregt lief die Unterhaltung. Ein junger Mann saß neben mir in der Runde. Ich fragte ihn, woher er komme, welche Aufgabe er wahrnehme, wofür er sich engagiere. So erzählte er von seiner Arbeit mit Jugendlichen, dann auch von sich selbst. Unvergessen bleiben mir folgende Sätze: Meine Eltern sind Vertriebene. Sie kamen

nach dem Krieg ins Rheinland. Ich bin im Rheinland geboren und aufgewachsen. Hier habe ich das Gymnasium besucht und studierte ich. Aber ich fühle mich nicht als Rheinländer.

Einen kurzen Augenblick war Stille. Er wollte nicht in erster Linie etwas gegen Rheinländer sagen. Das war überhaupt nicht seine Absicht. Seine Botschaft war lediglich: Ich bin hier geboren und aufgewachsen, ich kenne mich hier aus und komme prima zurecht, aber ich fühle mich nicht ganz daheim. Es gibt etwas in mir, das woanders herkommt.

Nun, dieser junge Mann hat gelernt, mit seinem Schicksal zu leben, er hat einen Weg für sich gefunden, einen guten Weg, sonst wäre

er auch nicht in der Lage, sich für andere zu einzusetzen. Deshalb engagiert er sich in der katholischen Vertriebenenarbeit, setzt sich für Frieden ein, kümmert sich um die Verbesserung der Ost-West-Beziehungen.

Sich nicht ganz zu Hause fühlen ...

Zirka 15 Millionen Menschen in Deutschland kennen dieses Gefühl und versuchen damit zu leben. Nicht allen gelingt es, daraus etwas Positives zu machen. Für viele Menschen wird es auch zum Problem. In England hat sich ein Wort eingebürgert, das bezeichnend ist für Menschen, die in krasser Weise weder in der alten noch in der neuen Heimat zu Hause sind: „People in between“, Menschen, die aus der alten Heimat flohen oder vertrieben wurden und in der neuen Heimat noch gar nicht angekommen sind. Wie, wenn sie zwischen zwei Stühlen saßen, heimatlos – people in between.

Auch unter meinen Landsleuten gibt es Menschen, die dieses Gefühl plagt. Und die Literaten unter ihnen verweisen erklärend auf die Zugvögel, die immer wieder aufbrechen müssen in die andere Heimat. Für die meisten Russlanddeutschen genügt jedoch ein Flug, und die Ernüchterung gibt wieder Kraft, an der Integration in der neuen Heimat zu arbeiten. Man fliegt dann nicht mehr oft nach Russland. Dennoch bleibt eine gewisse Zerrissenheit zurück.

Liebe Vertriebene und Aussiedler, liebe Schwestern und Brüder, was da in einem nicht zur Ruhe kommen will – bei den Vertriebenen wie bei den Aussiedlern – ist wohl jener Teil der eigenen Identität und Geschichte, der mit der alten Heimat zu tun hat. Das kann man auch gar nicht loslassen oder loslassen wollen. Man muss darin vielmehr einen großen Schatz sehen, einen kulturellen Reichtum, eine soziale Kompetenz, die viele Menschen so nicht haben. Ich meine damit: Wir, die Vertriebenen und Aussiedler, sind Menschen, die meist eine zweite europäische Sprache verstehen und fließend sprechen, mit einem zweiten Land in Europa innerlich in Verbindung stehen. Durch die Erfahrungen, die wir in der alten Heimat, bei der Ausreise und der Integration in der neuen Heimat gesammelt haben, sind uns Kompetenzen zugewachsen, die immer mehr und mehr in unserem Land benötigt werden. Nicht zuletzt aus diesem Grunde hat die ehemalige Bundespräsidentin Rita Süßmuth einen Paradigmenwechsel gefordert: weg von der Frage „Wie können wir euch helfen?“ hin zu der Feststellung „Liebe Russlanddeutsche, wir brauchen euch. Auf euer Zupacken sind wir angewiesen, wir brauchen euch!“

Nach dem Krieg waren es die Vertriebenen, die Großes zum Aufbau geleistet haben. Heute ist ihre Arbeit bei der Integration von Aussiedlern, bei ihrem Bemühen um Völkerverständigung im Osten unverzichtbar. Ich darf im Namen meiner Landsleute Ihnen für diese Arbeit danken. Für die Mühe, die Liebe, das Verständnis.

Ich möchte heute an dieser Stelle jedoch einen Schritt weitergehen und den Blick auf Europa weiten: Die Staaten Europas werden erst mühselig lernen müssen, mit ihren Nach-

barn umzugehen, und es wird auch im geeinten Europa ein Auf und Ab in den Beziehungen der Nachbarstaaten geben. Gerade deshalb muss betont werden: Im Einigungsprozess sind die Kompetenzen der Vertriebenen und Aussiedler ganz besonders gefragt, eine Kompetenz, die Menschen befähigt, auf den Fremden in der Gesellschaft zuzugehen, sich auf ihn einzulassen, Brücken zu bauen. Das geeinte Europa wird lernen müssen, mit einer inneren Migration zurechtzukommen, was aber noch viel schwieriger ist: Es wird mit einer äußeren Migration leben lernen müssen. Die Fremden, die nach Europa drängen, werden in zunehmendem Maße Menschen anderer Kontinente, anderer Kulturkreise und Sprachen sein. Und vieles spricht dafür, dass die innere und äußere Migration nicht nacheinander, sondern parallel verlaufen wird. Daher ist diese intermundane Kompetenz, die Fähigkeit, sich auf die Welt des Anderen einzulassen, von so großer Bedeutung. Die Vertriebenen und Aussiedler besitzen diese Kompetenz und setzen sie auch schon seit Jahrzehnten ein. Sie tun dies in den Kirchen und tun dies in den Verbänden. Der Kirche kommt in dieser Aufgabe eine besondere Rolle zu. Sie tut ihre Arbeit meist im Stillen und findet meist auch kaum Beachtung. Der Osteuropakorrespondent Thomas Urban schrieb neulich in der Süddeutschen Zeitung: „Hunderte polnischer Gemeinden und Pfarreien haben in den letzten Jahren Vertriebenentreffen für die von dort stammenden Deutschen organisiert. Tausende von Freundschaften sind entstanden. In Berlin wird dieses Kapitel praktischer Versöhnungsarbeit aber kaum wahrgenommen, in Warschau sogar völlig ignoriert.“ Ähnliches kann in Bezug auf die Versöhnungsar-



■ Wallfahrtskirche St. Johannes in Rulle.

People in between – dies wird das Bild Europas bestimmen. Deshalb braucht es Brückenmenschen, Menschen, die sich zwischen Ländern und Kulturen hin- und herbewegen können, Kontakte herstellen, Freundschaften schließen. Menschen von Welt.

beit der katholischen Vertriebenenverbände gesagt werden.

Dennoch muss diese Arbeit kirchlicherseits unbedingt weitergehen. Unseren Lohn empfangen wir von Christus! Er gibt uns die Weite des Herzens, lässt uns vorausdenken und Dinge anpacken und durchtragen, für die andere keinen Sinn haben und manchmal nur ein Schmunzeln. Aber auch hier scheint sich etwas zum Besseren zu bewegen.

Die Arbeit der Integration, die Arbeit der Völkerverständigung ist nur im Glauben an Jesus Christus zu bewältigen. Ohne Ihn werden wir keine Zukunft haben. „Du führst uns hinaus ins Weite“ lautet nun auch das Motto dieser Zusammenkunft. Unser Beitrag zum Thema Versöhnung, Beheimatung, Brückenbau zwischen den Nationen ist von fundamentaler Bedeutung. Mehr als alle anderen Menschen in unserer Gesellschaft wissen wir, was notwendig ist, damit friedliches Zusammenleben in einer sich wandelnden Welt gelingt.

Es sind Menschen, die wir in unserem Land so dringend brauchen

Liebe Vertriebene, liebe Aussiedler, ihr seid Brückenmenschen, in der Lage fremde Ufer zu verbinden. Seid stolz auf diese Begabung, seid dankbar für diese Kompetenz! Habt auch Mut, von eurer Geschichte zu reden, denn sie ist Teil unserer gesamtdeutschen Geschichte! Und wer in der Politik das nicht wahrhaben will oder verdrängt, liebt sein Land nicht und vor allem nicht die Menschen, die darin wohnen und arbeiten.

Dieser Katholikentag steht unter dem Motto „Du führst mich hinaus ins Weite“. Das Bistum Osnabrück hat eingeladen nachzudenken und wahrzunehmen, was gut oder weniger gut in unserer Kirche und in unserem Land gelingt. Es wahrnehmen, in Worte fassen, sich austauschen und dann im Vertrauen auf Gott das Anstehende anpacken, ist unser edler Auftrag. Bitten wir Gott in diesem Gottesdienst um Kraft und Weisheit, diesen Auftrag zu erfüllen. Amen

Mahnen, nicht provozieren

Erzbischof Robert Zollitsch hat sich für eine zentrale Erinnerungsstätte für die Opfer von Vertreibung ausgesprochen und den Beschluss der Bundesregierung zur Errichtung der „Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ begrüßt.

Der geplante Aufbau eines „Sichtbaren Zeichens“ gegen Flucht und Vertreibung in Berlin sei ein wichtiger Beitrag „zu einer verstehenden Erinnerung und ein verantwortungsbewusster Akt der Solidarität mit den Betroffenen“, sagte der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz am Samstag (6. September) im Internationalen Congress Centrum in Berlin. Zollitsch sprach beim Tag der Heimat, bei dem ihm die Ehrenplakette des Bundes der Vertriebenen (BdV) durch dessen Präsidentin Erika Steinbach überreicht wurde.

Nach den Worten des Freiburger Erzbischofs brauchen alle Opfer von Vertreibungen und Genozid, von Menschenrechtsverletzungen jeder Art einen Platz im historischen Gedächtnis, auch die Millionen deutscher Heimatvertriebener. Diesen Teil der Geschichte gelte es „in aller Sachlichkeit, Wahrhaftigkeit und Sensibilität“ aufzunehmen und im allge-

meinen Bewusstsein präsent zu halten. Zollitsch zeigte sich überzeugt davon, dass das „Sichtbare Zeichen“ in keiner Weise einer verkürzten Sicht auf die europäische Geschichte, vor allem im Blick auf den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg Vorschub leisten werde: „Es will mahnen, nicht provozieren“, betonte er.

Man könne die Vertreibung der Deutschen am Kriegsende nicht verstehen, ohne auf die Geschichte der Vertreibungen in Europa und die dahinter liegenden Ideologien des ethnischen Nationalismus zu blicken und sich auch die Verbrechen vor Augen zu führen, die während der Nazi-Herrschaft im deutschen Namen und von Deutschen verübt wurden. An all dies werde auch im Zusammenhang mit der Gedenkstätte erinnert werden, ohne damit jedoch jene Opfer zu legitimieren, die von den deutschen Vertriebenen am Ende des Krieges erbracht werden mussten, sagte der Erzbischof. Die Vergangenheit dürfe nicht vergessen und verdrängt werden, sondern man müsse sie verstehen lernen, „gerade weil wir in Europa immer mehr in Frieden, gegenseitiger Achtung, Freiheit und Gerechtig-

keit zusammenleben wollen“, unterstrich Zollitsch. Er äußerte sich dankbar darüber, dass nach jahrelangen teilweise heftig geführten Diskussionen inzwischen eine auch für die Nachbarländer akzeptable Konzeption für die Erinnerungsstätte gefunden wurde. Zugleich sprach er sich für eine Beteiligung von Repräsentanten der Heimatvertriebenen in den Gremien dieser vom deutschen Staat verantworteten Ausstellungs-, Informations- und Dokumentationsstätte aus und plädierte für eine Vernetzung mit anderen Gedenkorten gegen Krieg und Vertreibung in Europa.

Ausdrücklich würdigte Erzbischof Zollitsch den Beitrag der Heimatvertriebenen zu einer tragfähigen Friedensordnung in Europa. Sie seien nicht nur Vordenker für ein geeintes Europa gewesen, „sondern sind Brückenbauer und natürliche Übersetzer des Verständigungswillens“, die unverzichtbare Friedensarbeit und materielle Hilfen für die Menschen in den Ländern ihrer alten Heimat leisteten, sagte er. Dabei unterstrich er auch die Bedeutung der Kirche für eine tragfähige Aussöhnung auf der Grundlage des christlichen Glaubens.

Aus den Nachrichten des Erzbistums Freiburg

Einweihung der Günter-Särchen-Straße in Magdeburg

Grußwort von Hans-Ludger Löbber* am 4. November 2008

Für die Mitglieder der Anna-Morawska-Gesellschaft, von Aktion Sühnezeichen und der Deutsch-Polnischen Gesellschaft Sachsen-Anhalt sowie für viele Freunde und Wegbegleiter Günter Särchens ist dies ein ganz wichtiger Tag. Die Stadt Magdeburg ehrt mit der Einweihung der „Günter-Särchen-Straße“ einen der wichtigsten Impulsgeber und Wegbereiter der deutsch-polnischen Versöhnung. Der ehemalige polnische Ministerpräsident Tadeusz Mazowiecki, der mit Günter Särchen sehr gut befreundet war, hat einmal über Günter Särchen geschrieben: „Für Särchen, und das war sein hervorstechendes

Schon früh hat er dabei in Günter Särchen seinen wichtigsten Weggefährten gefunden. Tadeusz Mazowiecki sagte einmal über Kreyssig und Särchen: „Zusammen wurden sie ein unzertrennliches Paar – Kreyssig mit der Seele und Mentalität eines Propheten, für den selbst in der Wirklichkeit der DDR nichts unmöglich war; und Särchen, der auf dem Boden der Tatsachen blieb, Pilgerfahrten nach Auschwitz oder Majdanek organisierte und Menschen um sich scharte. Der Apostel und der Organisator...“

Ab heute befinden sich nun hier in Magdeburg die Lothar-Kreyssig-Straße und die Günter-Särchen-Straße in direkter Nachbarschaft zueinander. Die eine Straße liegt direkt am evangelischen Dom, die andere hier im Schatten der katholischen Sebastianskathedrale. Das ist eine sehr glückliche Fügung, denn auf diese Weise wird nicht nur an das Wirken dieser beiden großen Männer erinnert, sondern zugleich auch die ökumenische



Merkmal, ereignete sich Versöhnung weniger durch Erklärungen als durch persönliches Engagement. Das war sein Weg. Daher die Arbeit an den Orten früherer Konzentrationslager und im Blindenwerk in Laski, daher die fortwährende Suche nach menschlichen Kontakten.“

Günter Särchen hat unter sehr schwierigen gesellschaftlichen und politischen Bedingungen erste Schritte gewagt auf dem Weg zur deutsch-polnischen Versöhnung. Für andere wurde es dadurch leichter, diesen Weg ebenfalls zu beschreiten. Anna Morawska, die ebenfalls mit Günter Särchen gut befreundet war, schrieb dazu schon 1973 – also zu einer Zeit, als auch viele Organisationen im alten Bundesgebiet begonnen hatten, sich für die deutsch-polnische Verständigung einzusetzen: „Es muss auch gesagt werden, einfach um der Wahrheit willen, die allerdings dem Gesprächspartner aus der BRD nicht immer klar ist, dass vieles gewiss schwieriger wäre, wenn es die ganzen geduldigen Jahre der uneigennütigen Freundschaft nicht gegeben hätte, wie sie uns immer von einigen christlichen Gruppen aus der DDR zuteil wurde.“

Anna Morawska wies in diesem Artikel dann weiter namentlich auf Magdeburg hin, wo Günter Särchen der Motor für die deutsch-polnische Aussöhnung war.

Nur wenige Schritte von hier befindet sich die Lothar-Kreyssig-Straße. Auch Lothar-Kreyssig hat sich sehr engagiert für die Aussöhnung mit dem polnischen Volk eingesetzt.

Dimension ihrer Arbeit sichtbar. Und es wird auch deutlich gemacht, dass gerade Magdeburg im Prozess der deutsch-polnischen Aussöhnung eine ganz besondere Rolle zukommt. Vor wenigen Monaten haben wir hier in Magdeburg eine Tagung zum Gedenken an Günter Särchen abgehalten, anlässlich seines 80. Geburtstages.

Der polnische Botschafter Dr. Marek Prawda sagte dort: „Die deutsch-polnische Versöhnung hat ihre eigene Technologie, Dramatik und -außergewöhnliche Akteure. Ohne Gün-



ter Särchen wäre vieles im deutsch-polnischen Verhältnis anders gewesen. Oder gar nicht erst vorgekommen.“

Und der Botschafter fügte hinzu, dass man eine Grußbotschaft an Günter Särchen wohl hätte so formulieren können: „Wer heute noch daran zweifelt, dass Polen und Deutsche vernünftig und empathisch miteinander reden können, der sollte sich an diese Anschrift wenden: Günter Särchen, Magdeburg.“

Wir danken dem Magdeburger Stadtrat und der Stadt Magdeburg sehr herzlich dafür, dass mit dieser Straßenbenennung nun ein würdiges Zeichen gesetzt wird, um die Erinnerung an Günter Särchen in Magdeburg wach zu halten.

Wir danken der Deutsch-Polnischen Gesellschaft Sachsen-Anhalt, der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste und dem Magdeburger Ordinariat, die sich mit uns für diese Straßenbenennung eingesetzt haben.

Und vielen Dank auch Ihnen, die Sie sich heute die Zeit genommen haben, um an dieser Straßeneinweihung teilzunehmen.

60 Jahre Katholischer Flüchtlingsrat

Am 23. August 2008 feierte der Katholische Flüchtlingsrat den sechzigsten Jahrestag seiner Gründung. Die Bildung des Gremiums war unter Leitung von Bischof Ferdinand Dirichs und unter Beteiligung von Verantwortlichen des Deutschen Caritasverbandes, des Raphaelsvereins und der kirchlichen Hilfsstelle bei einer Beratung am 31. 3. 1948 ins Auge gefasst worden. Der Limburger Bischof war nach dem Tod Bischof Maximilian Kallers mit der Seelsorge an den katholischen Flüchtlingen und Vertriebenen beauftragt worden. Dem Katholischen Flüchtlingsrat sollten „in der Mehrheit namhafte Flüchtlinge aller Stämme und Landschaften angehören“. Bischof Dirichs berief 15 Mitglieder. Das Gremium tagte erstmals am 23. August 1948. Hans Lukaschek, von 1949 bis 1953 Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge

und Kriegsgeschädigte, wurde zum Vorsitzenden gewählt. Nach dessen Tod 1959 wurde Staatssekretär Dr. Peter Paul Nahm Vorsitzender des Katholischen Flüchtlingsrates und blieb es bis zu seinem Tod 1981. Sein Nachfolger wurde Richard Hackenberg, der dies Amt bis 1984 versah und dann von Ministerialdirigent a. D. Günter Fuchs abgelöst wurde. Seit 1998 ist Dr. Norbert Mattern Vorsitzender dieses Gremiums.

Lange Jahre war auch das Adalbertus-Werk e. V. im Flüchtlingsrat vertreten – zuletzt bis zu seinem Tod 2005 durch Gerhard Nitschke. Der Katholische Flüchtlingsrat berät den Beauftragten der Deutschen Bischofskonferenz für Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge und will die Anliegen beider Gruppen in Kirche und Gesellschaft ins Bewusstsein der Öffentlichkeit rücken.

wn

*) Vorsitzender der Anna-Morawska-Gesellschaft – Ökumenischer Dialog für deutsch-polnische Verständigung e. V.



Der Patron

Günter Särchens Leben und Arbeit für die deutsch-polnische Versöhnung

Wenn man über „deutsch-polnische Versöhnung“ redet, fallen den meisten Menschen nur wenige Ereignisse aus den Jahren 1945 bis 1989 ein. Sicher – es gibt die „Gemener Botschaft an die Katholische Jugend des polnischen Volkes im Gebiet der Freien Stadt Danzig“, die am 24. 8. 1947 beim ersten Gementreffen der Danziger katholischen Jugend verabschiedet und durch Presse und Rundfunk verbreitet wurde. Sicher – es gibt die „Charta der Heimatvertriebenen“ aus dem Jahr 1950, es gibt den „Görlitzer Vertrag“ zwischen der Volksrepublik Polen und der DDR, der ebenfalls 1950 geschlossen wurde, und vielleicht denkt man auch noch an den Kniefall von Willy Brandt und den „Vertrag zwischen der (damaligen) Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik Polen über die Grundlagen der Normalisierung ihrer gegenseitigen Beziehungen“ vom 7. Dezember 1970.

Deutsch-polnische Versöhnung ließ und lässt sich aber nicht durch Verträge und Erklärungen erreichen. Sie hing und hängt noch heute an Personen, an Menschen, die dieses Ziel erreichen wollen. Solche Menschen gab und gibt es in Polen, in der früheren DDR und der Bundesrepublik. Viele davon sind vergessen, und so ist es ein großer Verdienst von Rudolf Urban, dass er mit dem Buch „Der Patron“ Günter Särchen wieder lebendig werden lässt, dessen Verdienste in der alten Bundesrepublik weitgehend unbekannt sind und dessen Leben auch in Polen wenig ausgewiesene Kenner hat. Wahrgenommen wurde er nur noch in der Ex-DDR.

Einfach zu lesen ist „Der Patron“ jedoch nicht, was aber in der Natur der Sache liegt. Das Buch ist keine Biografie im klassischen Sinne, es ist eine Dissertation, die auch kleine Randaspekte wissenschaftlich anhand der Quellenlage belegt. Urban beleuchtet so nicht nur „Leben und Arbeit“ Günter Särchens – wie es im Untertitel heißt. Er liefert eine fundierte Analyse der Beziehungen zwischen der Volksrepublik Polen und der DDR ebenso wie eine hochinte-

ressante Beschreibung der innerkirchlichen Konflikte und wechselseitigen Beziehungen innerhalb der Kirchen der DDR. Beeindruckend sind dabei die Zitate aus den Interviews mit Zeitzeugen, die der Autor selber geführt hat. Das Buch ist also nicht nur auf Grund der Quellenlage in Archiven geschrieben, sondern lebt von den Eindrücken und Erlebnissen von Weggefährten und Freunden.

Anhand von Gedichten und Texten von Günter Särchen wird dem Leser aber auch deutlich aufgezeigt, dass die deutsch-polnische Versöhnung Särchens ein Herzensanliegen war, welches er unbeirrt vorantreiben wollte – auch wenn er dadurch persönliche Nachteile hatte – verwiesen sei hier besonders auf Kapitel 5.2. „Im Fadenkreuz des Ministeriums für Staatssicherheit“.

Formal beschreibt Rudolf Urban in seiner Arbeit das Leben und die Arbeit des „Patrons“ anhand von biografisch oder historisch bedingten Zeitabschnitten. Beginnend mit der Kindheit Särchens und seinen sorbischen Wurzeln geht es über Wehrdienst, Kriegsgefangenschaft und die Nachkriegsjahre hin zum 17. Juni 1953, der in Särchens Leben ein deutlicher Einschnitt war.

Es folgt die Beschreibung der Zeit bis zum Mauerbau und die Gründung der „Aktion Sühnezeichen“, welche ebenfalls ein Signal war. Die Zeit vom Mauerbau und der dadurch noch verstärkten Aktivitäten Särchens für die deutsch-polnische Versöhnung zwischen 1961 und der Verhängung des Kriegsrechtes in Polen stehen an nächster Stelle, bevor die letzten Jahre der DDR und der VR Polen bis zur Wende thematisiert werden.



Im letzten Kapitel „Die Früchte der Versöhnungsarbeit 1990–2004“ wird dann eindrucksvoll aufgezeigt, dass es Särchen nicht um Versöhnung zwischen der DDR und der Volksrepublik ging, sondern um einen deutsch-polnischen Dialog. Auch als Bürger des

wiedervereinigten Deutschlands hat er in seinem Engagement nicht nachgelassen und ist für dieses Engagement auch mit zahlreichen Ehrenzeichen beider Staaten ausgezeichnet worden.

Der Patron – Günter Särchens Leben und Arbeit für die deutsch-polnische Versöhnung, Neisse-Verlag, ISBN 978-940310-03-3, Paperback, 296 Seiten mit Abbildungen, 24,00 Euro. **wn**

Kalte Heimat

Die (Nicht-)Integration der Deutschen aus dem Osten

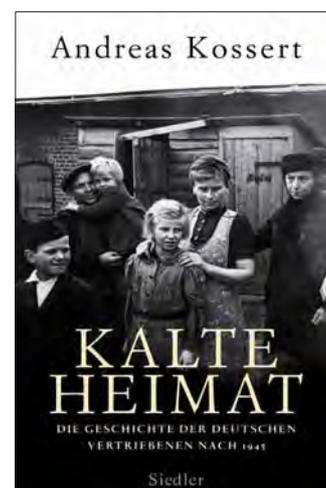
In den aufgeklärten Milieus der alten Bundesrepublik gehörten Vertreibung und Vertriebene „zu dem am besten gesicherten Tabu – verteidigt mit den dicken Kanonen des Revanchismusverdachts und der Ausschlussdrohung aus dem Kreis der politisch Anständigen“. Andreas Kossert will mit diesem Tabu brechen, und zwar in zweierlei Hinsicht: erstens, indem er aufklärt und mit viel Liebe zum Detail die Ankunfts- und Eingliederungsgeschichte der Vertriebenen nachzeichnet – zweitens, indem er dem generellen Revanchismusverdacht entgegentritt und sich für eine angemessene Gedenkkultur ausspricht.

In den ersten Kapiteln zeichnet Andreas Kossert, Historiker und selber Nachkomme von Vertriebenen, die Ankunftsgeschichte der Vertriebenen nach, die er insgesamt als kaum geglückt schildert. Dabei stehen die materielle Not und die Verarbeitung des Heimatverlustes nur im Hintergrund. Das Nicht-Willkommen-Sein im Westen sei das größte Hindernis für eine rasche, erfolgreiche Integration gewesen. Die Vertriebenen in ihrem verwahrlosten und mittellosen Zustand seien als kulturlose Eindringlinge, als Schmarotzer und oft nicht einmal als Deutsche angesehen worden. Manchmal wurden sie aber auch als die wahren Hitlergläubigen angesehen, die zurecht für den verlorenen Krieg bestraft würden. Eine allgemeine Solidarität habe es nicht gegeben, gemeinsam als Deutsche die Last der Geschichte zu tragen. Besonders auf dem Land, wo die geringsten Kriegsschäden und die besten Startbedingungen geherrscht hätten, sei die Ablehnung am größten gewesen. Allenfalls seien die Vertriebenen als Arbeitskraft willkommen gewesen, für die man aber nicht mehr aufbringen wollte als zuvor für die Zwangsarbeiter.

Dass eine Integration dennoch über die Jahrzehnte gelungen sei, führt Kossert auf die Politik, die caritative Arbeit besonders der

Kirchen und die Anpassungsfähigkeit der Vertriebenen zurück. Dazu beschreibt er den (symbolischen) Lastenausgleich, den Siedlungsbau, das Entstehen der Landsmannschaften, schließlich auch die Verarbeitung des Vertriebenen-schicksals in Literatur und Film. Er stellt fest, dass auch die Vertriebenen selbst sich immer mehr mit der Rolle zufrieden gegeben hätten, ihren Beitrag für die aktuelle Gesellschaft zu leisten, aber an der Vergangenheit nicht zu rühren.

Das Buch „Kalte Heimat“ ist insgesamt ein Lesebuch mit vielen Beispielen, aber auch Tabellen und Zahlenwerken, die allerdings keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Für die Erlebnisgenera-



tion – sowohl der Vertriebenen als auch der aufnehmenden Gesellschaft – bietet es interessante Thesen, an denen man das eigene Erleben reflektieren kann, für die Nachgeborenen ist es ein lebensnahes Geschichtswerk über ein viel beschwiegenes Kapitel jüngster deutscher Vergangenheit.

Übrigens ist auch der kirchlichen Vertriebenenarbeit ein Kapitel gewidmet. Die Gemener Botschaft von 1947 und das Wirken des Adalbertus-Werkes ist dem Autor im Gegensatz zur Ackermann-Gemeinde oder der Grafenschaft Glatz aber keine Erwähnung wert, ebenso wenig der Anschluss der katholischen Jugendverbände der Vertriebenen an den BDKJ. Doch eine für uns selbstverständliche Tatsache stellt er am Ende noch einmal heraus: „Es waren die Vertriebenen, die über Jahrzehnte Brücken in den Osten gebaut haben. Es sind die Vertriebenen, die millionenfach Kontakte unterhalten und für Versöhnung eintreten durch ihre Initiativen in der alten Heimat.“

Andreas Kossert, Kalte Heimat – Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945. 450 Seiten, 24,95 Euro, Siedler-Verlag, ISBN 978-3-88680-861-8. **ado**



Jugendliche bauen Abenteuerspielplatz für ein Kinderheim

Auf absolutes Neuland begaben sich 50 Jugendliche aus Deutschland, Polen und Belarus: Sie ließen vom 19. bis 28. September in nur zehn Tagen einen Abenteuerspielplatz auf dem Gelände eines Kinderheims namens Panda entstehen. Das Projekt der Aktion West-Ost, dem Dachverband der Adalbertus-Jugend, fand im 70 Kilometer südlich von Warschau gelegenen Kozienice statt. Aus dicken Holzstämmen und anderen Naturmaterialien bauten die Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Alter von 18 bis 26 Jahren mehrere Kletter-, Schaukel- und Spielgeräte, die zusammen mit den Kindern des Heims entworfen worden waren. Am Ende wurde alles farbenfroh angemalt. Mit diesem Projekt wurden nicht nur das Kinderheim und der Stadtteil um eine Attraktion reicher – beim Graben, Zuschneiden und Verankern erlebten die Teilnehmer interkulturelle Verständigung.

Bei diesem Projekt arbeitete die Aktion West-Ost erstmalig mit der polnischen Freiwilligeninitiative Trampolina und der belarussischen Organisation Sfera zusammen. Gerade die Zusammenarbeit mit dem weißrussischen Partner war nicht immer ganz einfach, weil dort jedes private Engagement kritisch betrachtet wird selbst bei einem politisch unverfänglichen Spielplatzbau. Professionelle Hilfe erhielten

die meist nicht handwerklich ausgebildeten Jugendlichen von Mitarbeitern der Firma Ku-KuK aus Stuttgart, die schon verschiedene Spielplätze mit Freiwilligen aufgebaut. Den Höhepunkt des Projekts bildete die feierliche Eröffnung des neuen Spielplatzes am Samstag, 27. September 2008. Als die ersten Gäste eintrafen, waren die Jugendlichen gerade mit den Vorbereitungen der Dekoration, der Bühne und dem restlichen Gelände fertig. Auf der Bühne eröffnete die Heimleiterin Zofia Karas die Feierlichkeiten. Sie dankte den Teilnehmern für ihre engagierte Arbeit und zeigte sich sehr zufrieden mit dem fertigen Spielplatz. Diesen positiven



Worten schloss sich der Bürgermeister der Stadt an, und die Kinder ehrten die Teilnehmer mit einem Diplom für den erfolgreichen Spielplatzbau. Es folgte wohl einer der schönsten Momente des Projektes, die Übergabe des Spielplatzes an die Kinder, welche sogleich die Spielgeräte ihrem ersten Test unterzogen. Ab dem frühen Nachmittag konnten sie einen Rundweg mit verschiedenen Stationen erkunden, an denen sich die Kinder austoben konnten.

„Ich hoffe, dass unsere Arbeit ein Lächeln auf das Gesicht der Kinder zaubert“, so die Teilnehmerin Alicja Kędzierska aus Olsztyn in Polen. Aber die Hilfe für die Kinder war nur eines der Ziele, die das Organisationsteam mit diesem Projekt erreichen wollte: „Wir möchten jungen Menschen die Möglichkeit zur internationalen Begegnung geben und ihnen gleichzeitig zeigen, wie viel Spaß ehrenamtliches Engagement macht“, sagt Nele Quecke, Vorsitzende der Aktion West-Ost und Mitglied der Adalbertus-Jugend.

Neben dem handwerklichen Schwerpunkt des Projekts war auch die Begegnung mit belarussischen Jugendlichen eine Premiere für die Aktion West-Ost, die auf langjährige Erfahrung in der deutsch-polnischen Jugendarbeit verweisen kann. Um diese neu erworbenen Kontakte auszubauen, die Heimat des belarussischen Partners kennen zu lernen und dort die internationale Jugendarbeit zu fördern, ist für das nächste Jahr bereits ein ähnliches Projekt im östlichen Nachbarland Polens geplant.

Finanzielle Unterstützung erhielten die Veranstalter des Projektes unter anderem vom Deutsch-Polnischen Jugendwerk (DPJW), dem Förderprogramm „GoEast“ des kirchlichen Hilfswerkes Renovabis und von der Robert Bosch Stiftung im Rahmen des Förderprogramms Initiative Mittel- und Osteuropa.

Bilder und weitere Berichte auf der Projekt-homepage: <http://panda.trampolina.org.pl>

Adalbert Ordowski





■ Die Gruppe erkundete auch die Stadt Coesfeld und ihren Marktplatz.

Nicht für, sondern mit Aussiedlern

Russlanddeutsche entwickeln nationale und internationale Jugendprojekte

Klein, aber fein war die erste Veranstaltung von jugendlichen Migranten aus der ehemaligen Sowjetunion im Rahmen der Aktion West-Ost. Insgesamt neun Teilnehmerinnen und Teilnehmer dachten über „Kontakte“ nach, sammelten Ideen für zukünftige Projekte und hatten eine Menge Spaß. Die Kolpingbildungsstätte Coesfeld bot dabei einen sehr angenehmen Rahmen.

Bei Jugendlichen aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion das Interesse für nationale und internationale Treffen politischer Bildung zu wecken, war das Ziel der Veranstaltung. „Jugendliche mit Migrationshintergrund sind daran gewöhnt, dass viele Angebote für sie entwickelt werden, aber selten mit ihnen“, ist der Eindruck von Adalbert Ordowski, der das Wochenende zusammen mit der Abiturientin Anna Hildebrandt geplant hatte, die in Kasachstan geboren ist und auch schon den Münstertag der Adalbertus-Jugend beim 61. Gementreffen maßgeblich mitgestaltete.

Die Erfahrung, wenig selber gestalten zu können, war sicherlich auch ein Grund für den mäßigen Erfolg der Teilnehmerwerbung.

■ **Das Land Kasachstan ist zunehmend geprägt vom Kontrast zwischen Tradition und Moderne, wie die Teilnehmer erfahren.**

Rund 20 Einrichtungen und Multiplikatoren sprachen und schrieben die beiden an, gewonnen wurden letztendlich nur Teilnehmer, zu denen schon eine persönliche Beziehung bestand. „Ich glaube, dass unsere Ideen auf ein breiteres Echo stoßen würden, wenn die Jugendlichen mitbekommen, dass bei der Aktion West-Ost ihr eigenes Mitgestalten gefragt ist“, glaubt Adalbert Ordowski. Geschäftsführer Steffen Hauff ergänzt: „Auch so ein kleines Treffen kann Kreise ziehen, wenn jeder von uns beim nächsten Mal zwei weitere Bekannte mitbringt.“

Nachdem die Teilnehmer nach einer Kennenlernphase am Freitagabend am Samstagmorgen über Kontakte nachgedacht und diskutiert hatten, stellten sie einander am Nachmittag ihre Herkunftsländer vor: Russland, Litauen, Kasachstan und Polen. Schließlich wurden am Sonntag Ideen für nationale und internationale Projekte gesammelt, z.B. ein Austausch von Musikbands in Deutschland, eine Kulturbörse von hiesigen Einwanderern, ein Zeltlager mit Kindern aus osteuropäischen Kinderheimen, ein Naturschutzprojekt in der Ostukraine oder eine Jugendbegegnung in Kasachstan. „Ich fange langsam an zu glauben, dass eine solche Begegnung Wirklichkeit werden könnte“, stellte Anna Hildebrandt am Ende erfreut fest. **ado**



■ **Prof. Dr. Andrzej Januszajtis** feierte am 18. August 2008 seinen achtzigsten Geburtstag. In Danzig wurde er mit einem Empfang geehrt. Seit dem Jahr 2000 ist der Physiker Ehrenbürger der Stadt. Nach der Wende war Januszajtis der erste frei gewählte Ratspräsident Danzigs (1990–1994). Geboren wurde Januszajtis im heute weißrussischen Lida, er ist aber seit Jahrzehnten überzeugter Danziger. Musik, Kultur, Geschichte und Entwicklung der Stadt



waren und sind ihm immer ein Anliegen gewesen. Der Wiederaufbau des historischen Stadtkerns war schon in kommunistischer Zeit eine Aufgabe, der er viel Zeit und Herzblut gewidmet hat. Heute engagiert er sich insbesondere dafür, die Katharinenkirche historisch genau wieder aufzubauen (nach dem Brand 2005), Hochhäuser vor dem „Hohen Tor“ zu verhindern, oder auch für die Wiederherstellung der Speicherinsel – ohne Fußgängerbrücken über die Mottlau.

Professor Januszajtis ist seit Anfang der 90er Jahre ein enger Freund des Adalbertus-Werkes e. V. und war sowohl in Gemen, als auch bei den Studientagen in Danzig oft als Referent dabei. Viele Teilnehmer unserer Tagungen werden sich sicher auch daran erinnern, dass seine Frau als Pianistin in Gemen auftrat und die festliche Stunde mit Musik bereicherte. Beiden sei Glück und Gesundheit für die kommenden Jahre gewünscht, in der Hoffnung am großen Wissen und der Kunst der Familie Januszajtis noch oft teilhaben zu können.

■ Ein weiterer Ehrenbürger der Stadt Danzig feierte am 14. März 2008 ebenfalls seinen achtzigsten Geburtstag. **Hans-Lothar Fauth** wurde am 14. März 1928 als jüngstes von acht Geschwistern in Danzig geboren. Seine Lebensgeschichte ist außerordentlich facettenreich, geprägt im Besonderen vom Spannungsfeld zwischen Heimatverlust und vielfältigem Einsatz für eben diese verlorene Heimat Danzig, zugleich aber auch von ebenso tatkräftigem Engagement für seine Wahlheimatstadt Lübeck, wohin ihn die Flucht aus Danzig über Dänemark verschlug.

Doch zunächst entschloss er sich 1947 zum Eintritt in das Dominikanerkloster Walberberg bei Bonn, wo er fünf Jahre lang als Ordensbruder lebte. In dieser Zeit nahm er 1951 am 5. Gementreffen der Danziger katholischen Jugend teil und gewann die Sympathie der Teilnehmer durch seine mitreißende Ausstrahlung. Ein Jahr danach verließ er jedoch – „im Frieden, aber schweren Herzens“ – den Orden in der Erkenntnis, dass seiner Dynamik darin zu enge Grenzen gesetzt waren. Auch in dem Jahr war er als „Zivilist“ nochmals Teilnehmer am Gementreffen. Er ging nach Lübeck zurück, absolvierte dort eine Drogistenlehre, fand dann aber seine beruflichen Erfolge in der Gast-

ronomie. Von 1956 bis 1991 betrieb er in Lübeck mehrere Gaststätten, darunter vor allem das „Abend-Tanzcafé Fauth“, das weit über Lübeck hinaus Ansehen gewann als ein Zentrum gepflegter Unterhaltung mit intentionalem Flair. Kein Wunder, dass er bald darauf 1. Vorsitzender des Hotel- und Gaststättenverbandes wurde.

Der in der Lübecker Presse so bezeichnete „König der Nacht“ genießt weit über die Stadtgrenzen Lübecks hinaus hohes Ansehen als „Volkspolitiker“, Demokrat und Katholik. Besonderer Dank der Stadt Danzig gilt ihm für sein Mäzenatentums in Danzig: so ist ihm die Restaurierung der Sonnenuhr



an der Südseite und der großen Uhr am linken Nordgiebel der Marienkirche zu verdanken, wie auch in ihrem Inneren im nördlichen Seitenschiff die Neufassung der Platte über dem Grab von Martin Opitz einschließlich der dort angebrachten mehrsprachigen Hinweistafel auf den 1639 in Danzig an der Pest gestorbenen schlesischen Dichter. Vivat-Rufe blieben an seinem Geburtstag nach Presseberichten zwar aus, aber der Wochenpiegel schreibt: „alle Besucher waren sich einig, lang lebe der König“.

■ Der nächste Glückwunsch gilt ebenfalls einem achtzigsten Geburtstag. Eine heute in der Schweiz lebende Danzigerin beging ihn am 12. September 2008. Sie gehört noch heute bei den Gementreffen zum Inventar und nimmt den langen Weg aus dem Nachbarland auf sich, wann immer es geht. Da sie aber darauf Wert legt nicht namentlich erwähnt zu werden, ist mir der Wunsch Befehl. Ich glaube, dass sich „Insider“ durchaus denken können, wer gemeint ist.

■ Am 22. September 2008 wurde **Dr. Theo Mechtenberg** achtzig Jahre alt. Seit Anfang der 80er Jahre ist er ein regelmäßiger Referent bei den Tagungen des Adalbertus-Werk e. V. – zuletzt war er beim 60. Gementreffen unter uns. Mechtenberg wurde in Westfalen geboren. Nach dem Krieg lebte er zunächst in der DDR, war Vikar in Wittenberg und dann Studentenpfarrer in Magdeburg und immer aktiv für die Versöhnung zwischen Deutschen und Polen. Als einer der engagiertesten Studentenpfarrer der DDR geriet er aber ins Visier der Stasi, die ihn über 30 Jahre bespitzelte. 1971 gab er seinen Dienst als Seelsorger auf, wurde laisiert und siedelte nach Polen über, wo



er sieben Jahre tätig war und schließlich 1979 zurück in seine westfälische Heimat ging und seinen Dienst beim Gesamteuropäischen Studienwerk (GESW) Vlotho aufnahm. Seither ist er dem Adalbertus-Werk immer eng verbunden geblieben, nicht nur als Referent. Viele Kontakte, die wir geknüpft haben, hat er uns vermittelt und unsere Arbeit auch bei anderen Bildungswerken bekannt gemacht.

■ **Veit Neudeck** wurde am 16. Oktober 1943 geboren und feierte seinen 65sten. Veit war immer im Adalbertus-Werk engagiert und war auch zu Zeiten des Kriegsrechtes in Polen ein unermüdlicher Begleiter bei Transporten und Hilfsaktionen. Für seine Unterstützung, seine unbekümmerte Art auch privat da zu sein, wenn ihn Freunde oder Bekannte brauchen, sei ihm gedankt – auch ganz persönlich.

■ Bereits am 16. Januar 2008 beging sein Bruder **Franz-Martin Neudeck** seinen sechzigsten Geburtstag. Franz-Martin war der erste Sprecher der Adalbertus-Jugend und



■ **Franz-Martin Neudeck als „Vater Abraham“ mit seinen Schlümpfen begeisterte beim 32. Gementreffen 1978 Kinder und Erwachsene.**

hat das Amt bis 1977 bekleidet. Lange Jahre gestaltete er den „Geselligen Abend“ in Gemen und war Mitbegründer der Tradition, dass die Jugendlichen mit umgedichteten Liedern oft einen Höhepunkt des Abends gestalten.

■ **Angela Wobbe** wurde am 23. Oktober 1998 geboren und somit zehn Jahre alt. In diesem Jahr war sie aber auch schon zum zehnten Mal in Gemen. Sie ist somit wohl die einzige Teilnehmerin, die von Geburt an bei allen darauf folgenden Gementreffen und auch bei mehreren Studientagungen in Danzig dabei war und sich in jungen Jahren auch bereits an den Arbeiten beteiligt, z. B. Gestaltung der Info-Tafeln in Gemen.

■ Großdechant Prälat **Franz Jung** von der Glatzer Gemeinschaft beging am 27. September 2008 sein 25. Jubiläum als Visitator. Der Titel „Großdechant“ geht auf die preußische Regierung in Schlesien zurück, die 1810 versuchte, die Grafschaft Glatz aus ihrer kirchlichen Zugehörigkeit zum Erzbistum Prag zu lösen. Das ist trotz großer Bemühungen nicht gelungen, doch der Titel Großdechant, den es in der katholischen Kirche tatsächlich nur einmal gibt, blieb. Seit 1983 ist Franz Jung um den Brückenbau zwischen Heimatvertriebenen und den jetzigen Bewoh-

nern der Heimat bemüht. Franz Jung ist nun mit 70 Jahren vom Bischof von Münster freigestellt für seine Arbeit mit und an den Landsleuten und in der Versöhnungs- und Verständigungsarbeit mit dem polnischen Nachbarvolk.

■ Schwester **M. Irmtrud Behnke** feierte am 12. Oktober 2008 im Kloster Grafschaft, Maria Frieden in Schmallenberg ihr 50. Professjubiläum. 1955 trat sie in die Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom hl. Karl Borromäus ein und legte 1958 dann ihr Ordensversprechen ab. Über viele Jahre bis 2005 war sie Ordensoberin. Bis heute ist sie den Danzigern sehr verbunden, auch wenn sie letztmals beim 50. Gementreffen dabei war, welches sie aber noch heute als „ein unvergessliches Erlebnis“ beschreibt.

Allen Geburtstagskindern und Jubilaren Gottes Segen und Kraft für die Zukunft. **wn**

Personalien

■ **Ingrid Henseler** und **Regine Gollmann** scheidet mit dem 62. Gementreffen 2008 aus der Mitgestaltung des Kinderprogramms aus. **Elke Probst** hat ihre Bereitschaft erklärt, die Lücke zu füllen und ab 2009 mit **Christine Willert** und **Elżbieta Mulas** das Kinderprogramm zu gestalten. Ingrid Henseler – die im Arbeitskreis weiterhin mitarbeiten wird – und Regine Gollmann sei hiermit für ihr jahrelanges Engagement gedankt. Gerade das gesonderte Kinderprogramm ist ein wichtiger Bestandteil unserer Arbeit und wird nicht nur von den Kindern, sondern von Gästen, Referenten und Zuschussgebern hoch geschätzt. Dank gilt auch Elke Probst, für ihre Bereitschaft die Arbeit und die Verantwortung zu übernehmen.

■ Auszeichnung für **Dr. Matthias Kneip**. Der Schriftsteller und Mitarbeiter des Deutschen Polen-Instituts in Darmstadt, Dr. Matthias Kneip, wurde am 6. Dezember 2008 vom Polnischen Ministerium für Nationale Erziehung mit der Medaille der Kommission der nationalen Erziehung ausgezeichnet.

Die Medaille, die von Ministerin Katarzyna Hall vergeben wird, ehrt Persönlichkeiten,



die sich in besonderem Maße um die Kultur Polens, insbesondere im Bereich Bildung, Erziehung und Völkerverständigung, verdient gemacht haben. Die Medaille erinnert dabei an die Kommission

der Nationalen Erziehung, die auf Antrag des polnischen Königs Stanisław Ponia-towski im Jahr 1773 ins Leben gerufen wurde und als erstes zentrales Bildungsorgan in Polen und Europa angesehen wird.

Dr. Matthias Kneip wurde 1969 in Regensburg geboren und studierte Germanistik, Ostslawistik und Politologie an der Universität Regensburg. 1995/96 arbeitete er als Lektor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Opatów/Polen. Seit März 2000 ist

Kneip als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Polen-Institut in Darmstadt sowie als freier Schriftsteller und Polenreferent tätig. In den vergangenen Jahren wurde die Vermittlung von Kenntnissen über Polen an deutschen Schulen und Universitäten zu einem Schwerpunkt seiner literarischen und publizistischen Arbeit. Matthias Kneip lebt in Darmstadt und Regensburg.

Zuletzt erschienen seine Bücher „Polenreise. Orte, die ein Land erzählen“ (2007) sowie „Polnische Geschichte und deutsch-polnische Beziehungen. Materialien für den Geschichtsunterricht“ (gemeinsam mit Manfred Mack; Cornelsen-Verlag).

Matthias Kneip – dessen Lesung beim 60. Gementreffen vielen sicher noch in Erinnerung ist – sei herzlich gratuliert. **wn**

Zum Gedenken

■ Am 9. Juli 2008 verstarb **Georg Klein** im Alter von 85 Jahren. Er hatte sich, obwohl sehr gehbehindert, doch auch in diesem Jahr wieder zum Gementreffen angemeldet. Georg Klein war schon bei den ersten Gementreffen dabei gewesen und gehörte nun seit vielen Jahren wieder zu den treuesten Teilnehmern, der immer in der ersten Reihe keine Facette der Vorträge oder Diskussionen verpassen wollte. Unvergessen wird aber auch der unermüdlich tanzende Georg Klein beim „Geselligen Abend“ bleiben. Viele haben ihn bereits in diesem Jahr in Gemen vermisst.

■ Am 29. August 2008 verstarb nach langer schwerer Krankheit **Alois Bimmermann**. Am 15. Juli 1922 wurde er in Aachen geboren und war seit 1960 mit Ursula Ney verheiratet. So kam er zum Adalbertus-Werk und war bis zu seiner Erkrankung, die er über 15 Jahre geduldig ertragen hat, ein regelmäßiger Gast bei den Gementreffen. Alois Bimmermann wird einigen noch als Mitglied der Schola in der Danziger Vesper oder von den Wallfahrten in Aachen in Erinnerung sein. Seine im Lauf der Jahre gewachsene Beziehung zur Heimatstadt seiner Frau hat Alois auch durch sein Engagement bei mehreren Lkw-Transporten nach Danzig während der Zeit des Kriegsrechtes in Polen gezeigt. Seiner inzwischen ebenfalls schwer kranken Frau Ursula und den Söhnen Rainer und Wolfgang gilt unsere Anteilnahme.

■ Am 20. September 2008 hat Gott **Adelheid (Heidi) Wobbe**, geb. Reier zu sich gerufen. Sie wurde am 12. Oktober 1929 in Danzig geboren und kam nach der Vertreibung zunächst ins Bergische Land. In den ersten Jahren war sie immer mit ihren Schwestern und ihrem Vater Ernst Reier bei den Gementreffen dabei, hier lernte sie auch ihren Mann Horst Wobbe kennen. Der berufliche Weg als Mitarbeiter einer Bank führte die Familie Wobbe nach Frankfurt am Main, wo sie über 30 Jahre



lebte. Heidi war stets liebevoll besorgt um ihre Kinder und Enkel. Ein schwerer Unfall im November 2007 riss sie jedoch aus dem gewohnten Umfeld, weswegen sie die letzten Monate ihres Lebens in Bad Soden am Taunus verbringen musste, wo sie auch verstarb. Ihre Herzlichkeit, Liebe und Güte, die sie allen Menschen entgegenbrachte, werden wir vermissen.

■ **Monika Konietzko**, geb. Reich wurde am 13. Juni 1920 in Oliva geboren und verstarb am 13. November 2008 in Remscheid. Frau Konietzko war zwar keine aktive Mitstreiterin unserer Arbeit, ist jedoch sicher vielen als Schulkameradin von der Marienschule im Gedächtnis.

■ Am Christkönigssonntag, dem 23. November 2008, verstarb nach kurzer aber sehr schwerer Krankheit **Adalbert Sprint** im Alter von 78 Jahren. Adalbert Sprint war von 1969 bis 1972 und 1981 bis 1988 Geistlicher Beirat der Adalbertus-Jugend. Ihm sind viele Weichenstellungen beim Neuaufbau der Jugendarbeit nach 1969, viele Impulse für die Gestaltung der Gottesdienste und das Engagement der Gemeinschaft im nachkonziliaren Geist, aber auch Wegweisungen für das persönliche religiöse Leben manches Jugendlichen zu verdanken.

Geprägt durch seinen eigenen Weg – aus Danzig vertrieben, nach der Flucht mit der Familie in der DDR verblieben und dort zunächst das Handwerk des Schreiners erlernt – war sein priesterlicher Dienst in großen Gemeinden und in der Schule in Iserlohn und später Bad Salzufflen sowie in der Gemeinschaft der Danziger



Katholiken immer geprägt von seiner herzlichen, zupackenden Art und großer Sprachgewandtheit, überzeugender Verkündigung. Adalbert, der viele Freunde seiner Generation getraut hat, lebte, nachdem er das Priesteramt aufgegeben hatte, mit seiner Familie in Bayern, ist dem Adalbertus-Werk e.V. und der Adalbertus-Jugend aber stets verbunden geblieben – auch wenn er nur noch selten an Veranstaltungen teilnahm. Viele hatten einen guten Freund verloren und auch ich selber habe in ihm immer einen Freund und Begleiter gehabt. Unvergessen bleiben sicher seine Freude an der Musik, das Singen zur Gitarre in der Spülküche oder beim Morgensingen in Gemen und im Gottesdienst, seine zuweilen ansteckende Fröhlichkeit bei manchem Fest oder auch viele ernste und tiefe Gespräche über „Gott und die Welt“. Er war ein offener Mensch, der zuhören konnte, aber auch seine Meinung vertreten hat, und er ist immer – auch ohne Priesteramt – Seelsorger gewesen.

Zum Gedenken an Adalbert Sprint wird Domdechant Prälat Johannes Bastgen am Freitag den 16. Januar 2009 um 18.30 Uhr im Hohen Dom zu Köln einen Gottesdienst feiern. Das Adalbertus-Werk e.V. lädt alle Verwandten, Freunde und Wegbegleiter herzlich zur Teilnahme an dem Amt ein. **wn**

Veranstaltungen

REGIONALTAGUNGEN 2009

- Gütersloh: März 2009
- Elmshorn: September 2009

DANZIGTAGUNG 2009

15. Deutsch-Polnische Studententagung in DANZIG/GDANSK

In Verbindung mit dem Jahreskongress der Gesellschaften Polen-Deutschland 6. bis 13. September 2009 (Kongress 11. bis 13. September)

63. GEMENTREFFEN 2009

von Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend vom 28. (Jugend) bzw. 29. bis 3. August 2009

„Aus der Vergangenheit lernen, heißt Zukunft gewinnen“

Anmeldungen: Wolfgang Nitschke, Ganghoferstraße 58, 80339 München, Tel. (0 89) 50 20 55-7, Fax (0 89) 50 20 55-8, E-Mail: w.nitschke@adalbertuswerk.de

KREISAU Kontakt und Programm:

Intern. Jugendbegegnungsstätte Kreisau und Europäische Akademie

Krzyzowa 7, PL-58-112 Grodziszczce
Tel. +48-74-8500300 Fax +48-74-8500305
E-Mail: mdsom@krzyzowa.org.pl
www.krzyzowa.org.pl

Änderungen bleiben vorbehalten.

Adalbertus-Werk im Internet:
www.adalbertuswerk.de

Adalbertus forum

Impressum

Herausgeber:
Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend
Carl-Mosterts-Platz 1, 40477 Düsseldorf

Redaktion:
Arndt Brede, Viola Nitschke-Wobbe, Wolfgang Nitschke (V.i.S.d.P.), Adalbert Ordowski.
Mit Namen gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Redaktionsanschrift: Viola Nitschke-Wobbe
An der Wellenburg 17, 60437 Frankfurt am Main
Tel. (0 69) 95 05 94 70, Fax (0 69) 50 68 57 80
E-Mail: v.nitschke-wobbe@adalbertuswerk.de
Internet: www.adalbertuswerk.de

Gestaltung und Herstellung:
MediaService Wilczek GmbH
An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf
Tel. (02 11) 15 30 31, Fax (02 11) 15 30 77
E-Mail: wilczek.gmbh@t-online.de

Fotos: Aktion West-Ost, Archiv, A. Brede, J. Damrath, I. Davids, H. Derow, R. Gollmann, G. Heinzmann, J. Howaldt, W. Nitschke, A. Ordowski, Privat, D. Schicho.

Bezugspreis: Für Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten. Für Nichtmitglieder wird eine Spende in Höhe von **25 Euro** je Jahr erbeten.

Konto: Postbank Essen (BLZ 360 100 43)
Konto-Nr. 151966-435 **ISSN 1862-1627**



Baum für Frieden und Versöhnung des Adalbertus-Werk e.V. – Bildungswerk der Danziger Katholiken und der Adalbertus-Jugend.

Dieser Bogenflieger wurde im Juli 2008 während des 62. Gementreffens von Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend im Anliegen um Frieden und Versöhnung mit den Völkern Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas, insbesondere zwischen dem deutschen und dem polnischen Volk gepflanzt. Die Burg Gemen ist seit 1947 für Heimatvertriebene und ihre Nachkommen, für heutige Danziger und auch für Jugendliche aus Litauen ein Ort, an dem Frieden und Freundschaft lebendig geworden sind. Kinder, Jugendliche und Erwachsene aus Deutschland, Polen und Litauen haben diesen Baum in Erde aus Düsseldorf, wo das Adalbertus-Werk e.V. seinen Vereinssitz hat, aus Danzig/Gdańsk, Klaipėda/Memel und Brüssel, wo die europäischen Institutionen ihren Sitz haben eingepflanzt. Wir stellen unsere Arbeit für Frieden und Versöhnung unter Gottes Segen.

